1,70 DM / Band 442
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 10,-

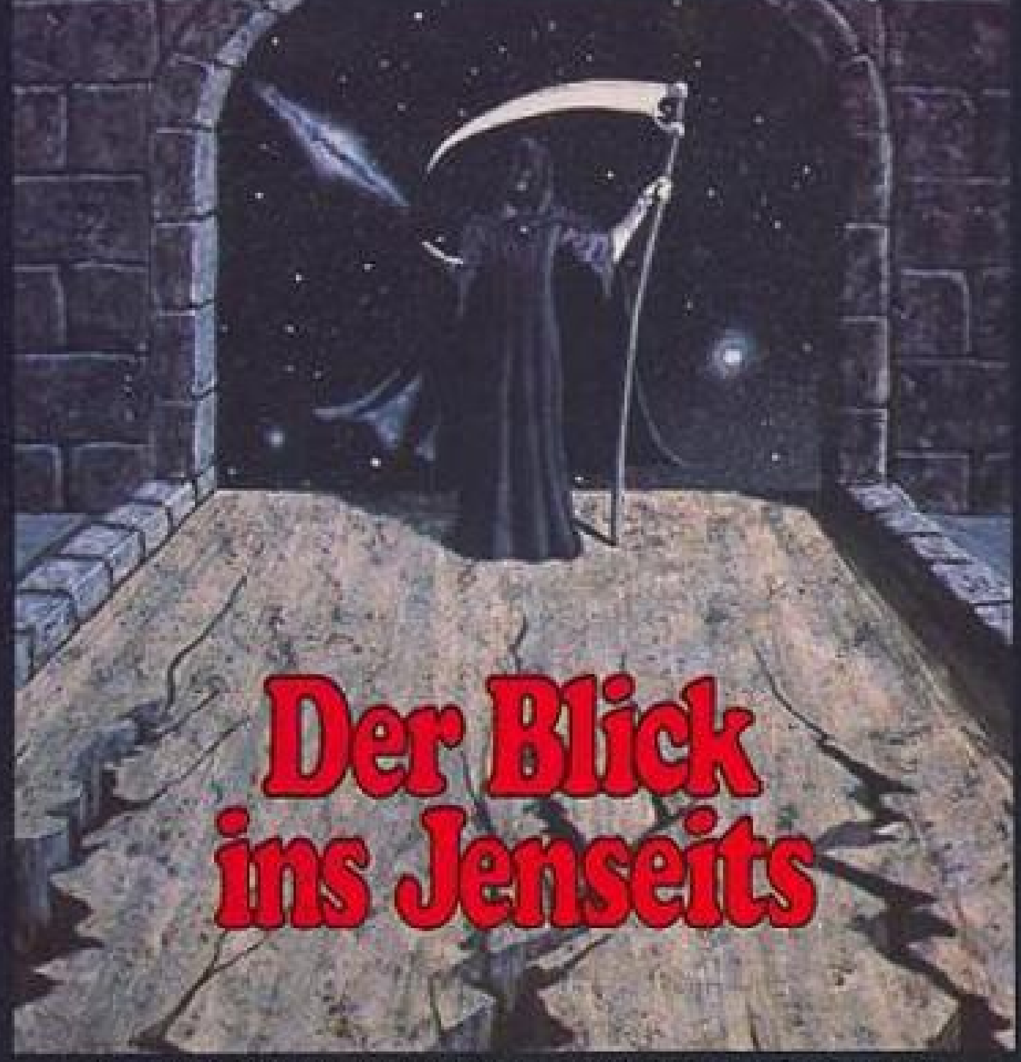
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Der Blick ins Jenseits

John Sinclair Nr. 442

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 23.12.1986

Titelbild von Blanchard

Sinclair Crew

Der Blick ins Jenseits

Bill Conolly hatte schon eine halbe Flasche Whisky getrunken und starrte Jane Collins sowie Suko aus rotgeäderten Augen an. »Was hast du da gesagt, Suko?« fragte er mit undeutlicher Stimme.

»Wiederhole das noch mal, verdammt!«

»John Sinclair lebt möglicherweise!«

Bill ließ sich in einen Sessel fallen und schüttete dabei den Whisky in hohem Bogen auf seine Hose. Das kümmerte den Reporter nicht.

Er war so betrunken, daß er schon nicht mehr zwischen Traum und Wirklichkeit unterscheiden konnte.

Jane und Suko waren zu ihm gefahren. Sie hatten geklingelt und den Reporter in einem nicht eben properen Zustand vorgefunden. Er hatte sie fast angeschrien mitzutrinken, aber jetzt sah plötzlich alles anders aus.

Verdammt, dachte Bill. Wenn ich doch nur einen klaren Kopf hätte oder Sheila hier wäre. Aber sie war unterwegs, um sich dunkle Kleidung zu besorgen.

Man rechnete ja mit einer Beerdigung…

Den kleinen Johnny hatte sie mitgenommen. Nur Nadine, die Wölfin, war noch im Haus. Sie hockte neben dem Tisch, hatte den Kopf leicht angehoben und schaute Bill aus traurigen, aber wissenden Augen an.

Möglicherweise war sie auch der Beweis dafür, daß John Sinclair noch lebte. Wäre er gestorben, hätte sie, das sensible Tier, es sicherlich irgendwie gefühlt.

»Er lebt also«, sagte Bill, stierte in sein Glas, in dem sich nur noch wenig Flüssigkeit befand, setzte es an die Lippen und leerte auch den Rest.

»Er lebt!« wiederholte er flüsternd, senkte den Kopf, hob ihn wieder an, wischte mit der freien Hand den Schweiß aus der Stirn und blickte in die Gesichter seiner Freunde. »Oder etwa nicht?«

»Wir gehen davon aus«, erwiderte Jane Collins.

»Ach so.« Bill zog den Mund in die Breite. »Einen sicheren Beweis für eure Behauptung habt ihr nicht - oder?«

»Nicht direkt.«

»Dann könnt ihr euch auch geirrt haben - oder?«

»Das hoffen wir nicht«, erklärte Suko.

Bill stellte das Glas so unglücklich auf die Tischkante, daß es fiel. Es zerbrach auf dem weichen Teppich nicht, und Suko bückte sich, um es aufzuheben. »Hoffen«, sagte Bill und hob die Schultern. »Was heißt hoffen?«

»Hoffnung ist besser als Verzweiflung.«

Bill nickte und wechselte das Thema wieder. »Kann ich die Leiche sehen?«

»Bitte.« Suko nickte. »Dem steht nichts im Wege. Wir haben den Körper wieder zum Yard geschafft.«

»Und er trug seine Waffen nicht bei sich?«

»Nein.«

»Auch die Narbe fehlt«, fügte Jane hinzu.

Bill hob beide Hände und ließ sie dann klatschend auf seine Oberschenkel fallen. »Ich weiß nicht, was ich denken soll, ich weiß nur, daß ich zuviel getrunken habe und mich beschissen fühle. Das wird sich ändern. Ich gehe unter die Dusche. Wartet ihr?«

»Ja.«

Bill verschwand. Sein Gang war der eines alten Mannes. Vielleicht

war er auch nur vorsichtig.

»Es hat ihn hart getroffen«, flüsterte Jane Collins.

»Wer von uns hat keinen Schock bekommen?«

»Ja, und dabei wissen wir nicht, was mit dem echten John Sinclair geschehen ist. Wenn die andere Seite es geschafft hat, uns einen Doppelgänger unterzujubeln, müßte es für sie doch ein Leichtes sein, den echten John Sinclair zu töten.«

»Das sehe ich leider auch so.«

Jane dachte weiter. »Gehen wir mal davon aus, daß Costello und Asmodis inzwischen darüber informiert sind, daß wir genau Bescheid wissen. Es würde doch ihrer Mentalität entsprechen, wenn sie uns über Johns Schicksal Bescheid geben würden - oder nicht?«

»Das könnte man so sehen.«

Jane schaute Suko starr an. »Sie haben es aber nicht getan, mein Lieber.«

»Ist der Strohhalm, an den du dich klammerst, nicht zu dünn?« fragte Suko nach.

»Besser der als keiner.«

»Gestatte mir, daß ich darüber anders denke, aber ich will uns die Hoffnung nicht nehmen, denn…« Suko sprach nicht mehr weiter, weil er ein typisches Geräusch gehört hatte, das entsteht, wenn jemand eine Tür öffnet.

»Mummy, ich habe Durst.«

Sie hörten die Stimme des kleinen Johnny bis in den Wohnraum. Da wußten sie, wer zurückgekommen war.

»Hol dir etwas aus der Küche.« Sheilas Stimme klang erschöpft und monoton. Sie wußte noch nichts von der Hoffnung, die die anderen hegten. Suko und Jane waren gespannt, wie sie reagieren würde. Sie kam in den Wohnraum, blieb dicht hinter der Tür stehen und war nicht einmal überrascht, die Freunde zu sehen.

»Ach, ihr seid's«, sagte sie tonlos, als ob ihr alles egal wäre. Sie blieb stehen und lehnte sich nur ein wenig zurück, damit sie sich am Türpfosten stützen konnte.

Sheila sah schlimm aus. Draußen nieselte der Sprühregen aus den tiefen Wolken. Er hatte Sheilas leichten Sommermantel durchnäßt. Das Kleidungsstück wirkte wie ein Lappen. Auch die blonden Haare waren naß geworden, das Gesicht zeigte einen müden Ausdruck, die Haut hatte einen grauen Farbton angenommen. In den Händen trug sie noch die Plastiktaschen mit der Trauerkleidung.

»Schön, daß ihr gekommen seid«, sagte Sheila, trat in den Raum und stellte die Tüten ab. Sie bewegte sich wie ein Automat. »Wo ist Bill?«

»Unter der Dusche«, sagte Jane.

Sheila lächelte. »Er hat getrunken, um zu vergessen. Es ist ja auch furchtbar, was geschehen ist.« Sie schüttelte den Kopf und weinte still

vor sich hin.
Jane warf Suko einen fragenden Blick zu. Keiner der beiden traute sich so recht, Sheila anzusprechen.
Suko nickte.
»Ich?« fragte Jane leise.
»Ja.«
Die ehemalige Hexe ging auf Sheila zu und legte ihr eine Hand auf die Schulter. Diese Geste sollte etwas Beruhigendes und Tröstendes haben.
Es lag noch nicht lange zurück, da hatte Jane getröstet werden müssen, weil sie festgestellt hatte, daß die Hexenkräfte, unter denen sie lange litt, noch nicht völlig verschwunden waren. Verborgen schlummerten sie in ihrem Innern und waren mit einer nahezu brutalen Macht ausgebrochen, als sich Jane in höchster Gefahr befand.
Damit mußte sie noch fertig werden, aber in stilleren Stunden und nicht unter einem solchen Streß wie in den letzten Stunden.
»Willst du mich trösten?« fragte Sheila.
»Vielleicht…«
Sheila Conolly drehte ein wenig den Kopf. »Das finde ich nett, aber was kann man zum Trost sagen, wenn ein sehr guter Freund stirbt? Daß alles so weiterlaufen muß wie bisher? Daß das Leben nicht beendet ist? Daß es wieder einen Frühling, einen Sommer, den Herbst und auch den Winter gibt? Natürlich, das alles stimmt, aber so etwas ist in Augenblicken wie diesem einfach nebensächlich geworden…«
»Sheila, ich möchte dir etwas anderes sagen.«
»Gut, ich höre.«
»Wahrscheinlich ist John nicht tot. Ich bin sogar sicher, daß er noch lebt.«
Sheila hatte die Worte gehört, ein Schütteln rann durch ihren Körper.
»Bitte nicht«, sagte sie mit leiser Stimme. »Bitte nicht jetzt. Ich… ich kann diese Scherze nicht vertragen.«
»Das meine ich ernst.«
Sheila ging einen Schritt vor, und Janes Hand rutschte von ihrer Schulter ab. Sie gab keine Erwiderung, drehte den Kopf, blickte Suko an und bewegte sich mit steifen Schritten dorthin, wo ein freier Sessel stand, den sie auch brauchte, da Sheila die Beine wegknickten. Sie fiel auf den Sitz.
»Du hast doch etwas gesagt, nicht wahr?« fragte sie nach einer Weile.
»Ja.«
»Kannst du das noch einmal wiederholen?«
Das wollte Jane nicht. Sie nickte Suko zu, der verstand und sich vor Sheila aufbaute. »John ist nicht tot!«
»Das habe ich gehört. Und?«
»Sheila - er ist nicht tot, haben wir gesagt. Erlebt!«

»Was?« Zum erstenmal reagierte sie normal. Das Blut schoß wie eine Welle in ihr Gesicht zurück. »Nicht tot? Er lebt? Aber das kann doch nicht sein, nein! Die Leiche, ihr habt ihn doch gesehen. Ich wollte ihn auch sehen und…« Sie war völlig durcheinander, und Suko mußte sie wieder in den Sessel zurückdrücken.

»Bleib ruhig, Sheila, bitte bleib ruhig.«

Sie stand auf. Hektisch und ruckartig. Mit einer fahrigen Bewegung strich sie durch das Haar. »Aber… ich, nein, ihr habt den Toten doch gesehen und wart davon überzeugt, daß es John Sinclair ist. Wieso sagt ihr jetzt, daß er lebt?«

»Wir sind auf einen Trick reingefallen.«

Sheila schaute Jane an. Aber Johnny kam und wollte etwas. »Nein, bitte, Johnny, geh auf dein Zimmer. Ich komme gleich zu dir.«

»Ja, ja, ihr seid alle so traurig.« Er verließ den Raum. Die Wölfin, die sich sonst in seinem Zimmer aufhielt, ging nicht mit. Sie blieb, als könnte sie alles verstehen.

»Was war das für ein Trick?«

»Ein Doppelgänger«, sagte Suko diesmal. »Perfekt gemacht. Nur die Narbe fehlte.«

Sheila überlegte einen Moment. »Und das gibt euch die Hoffnung, daß John noch lebt?«

»Unter anderem.«

»Was denn noch?«

»Es fehlten auch seine Waffen.« Diesmal sprach Jane wieder. »Unter anderem das Kreuz.«

»Ja«, murmelte Sheila und ging zur Bar. »John legt es freiwillig niemals ab.« Sie räusperte sich. »Jetzt brauche ich einen Drink, einen Doppelten.«

Jane lächelte. »Er sei dir gestattet.« Sheila nahm Cognac. Da alle drei schwiegen, hörte sich das Gluckern in der Flasche überlaut an. Sheila hielt den Schwenker zwischen beiden Handflächen, als wollte sie den Drink noch einmal anwärmen, bevor sie trank.

Sehr langsam führte sie den Rand an die Lippen, nahm einen kleinen Schluck, trank den nächsten und starrte nachdenklich und irgendwie überlegend ins Leere. »Einen hundertprozentigen Beweis, daß wir auf einen Doppelgänger hereingefallen sind, gibt es aber nicht, oder?«

»Nein!« gab Suko zu. »Wir müßten den echten John Sinclair finden.«

»So ist es, Sheila.«

»Wißt ihr denn, wo er steckt?«

Jane lachte. »Das ist das große Problem. Niemand weiß Bescheid, selbst Suko nicht.«

»Wollte er nicht nach Belgien fliegen und einer Templer-Sache nachgehen?« erkundigte sich Sheila.

»So sieht es aus.«

»Dann wäre die Sache ja klar.«

»Nichts ist klar, überhaupt nichts.« Ein anderer hatte gesprochen. Es war Bill Conolly, der vom Duschen zurückkam. »Hast du denn eine Spur, Suko?«

»Ja, er hat von einer Komturei in Belgien gesprochen.«

»Die einst von Templern errichtet wurde!« fügte Jane hinzu.

Bill winkte ab. »Dann ist sie bestimmt schon verfallen. Ich will nicht durch Trümmer klettern.«

Suko widersprach. »Wirf die Flinte nicht so schnell ins Korn. Denk an die alten Ritterburgen, wie erhalten sie oftmals sind. Das kann auch bei einer Komturei der Fall sein. Sie ist ja so etwas wie eine Niederlassung oder Filiale.«

Bill Conolly lächelte. »Du bist eisern, Junge, und läßt dir nicht hineinreden.«

»Ich muß eisern sein.«

Bill fuhr durch sein nasses Haar. »Vielleicht hast du recht. Aber ich kann heute nicht so schnell umschalten, verstehst du? Das geht mir gegen die Einstellung. Wechselbäder habe ich noch nie gut vertragen.« Er hob die Schultern. »Okay, dann werde auch ich davon ausgehen, daß John Sinclair lebt.«

»Wie wir alle«, sagte Jane, und Sheila nickte dazu. Ihr Gesicht hatte wieder Farbe, die allerdings einer Blässe wich, als ihr Mann die nächste Frage stellte.

»Was nutzt es uns aber? John ist weit weg. Wir können nach Belgien fliegen und ihn suchen. Fragt sich nur, wie lange das dauert. Und Zeitreisen sind ja wohl nicht drin.«

»Da gebe ich dir recht«, sagte Suko.

Der Reporter nickte. »Was bleibt uns übrig? Wir stehen hier und warten. Vielleicht betrinken wir uns auf das Gefühl der Hoffnung hin, ist aber auch Mist, weil es nichts bringt. Ich, Freunde, bin so ziemlich von der Rolle.«

»Und ich beurteile die Sache anders«, erklärte der Inspektor, »denn ich sehe durchaus Chancen, etwas zu erreichen.«

Die drei anderen drehten sich um und richteten ihre Blicke auf den Chinesen. Die stumme Frage stand in ihren Augen zu lesen. Jane sprach sie schließlich aus. »Wie willst du es anstellen, Suko, falls es überhaupt eine Möglichkeit gibt?«

»Ganz einfach. Ich nehme den Würfel!«

***

Es war Sheila, die ihr Glas wegstellte. Dieses leise Geräusch unterbrach die Stille. »Den Würfel?« fragte sie.

»Du hast richtig gehört.«

»Und was macht dich so sicher?« wollte Bill wissen.

»Zwei Tatsachen. Einmal ist der Würfel etwas Besonderes, und zum anderen habe ich bereits vor einiger Zeit über ihn Kontakt mit John aufgenommen, als er räumlich von mir getrennt war und gegen das Phantom-Kommando sowie gegen Diablitas Mördergnome kämpfen mußte. Allein darauf stütze ich meinen Optimismus.«

Bill winkte ab. »Ein bißchen wenig, wie?«

»Besser als gar nichts!« Jane stand dem Inspektor bei und schlug sich gegen die Stirn. »Ich glaube auch, Suko, daß es die einzige Chance ist, die wir haben.«

»Und ich ärgere mich darüber, daß wir sie nicht längst genutzt haben. Ich hätte schon viel früher daran denken sollen. Jetzt ist es hoffentlich noch nicht zu spät.«

»Das wünsche ich auch!« flüsterte Jane.

Bill ging in die Diele und zog seine Lederjacke über. »Auf wen oder was warten wir eigentlich noch? Laßt uns fahren. Befindet sich der Würfel noch immer im Yard?«

»Sicher.«

»Dann kommt endlich.«

»Ich werde zu Hause bleiben«, erklärte Sheila. »Sosehr mich Johns Schicksal auch sorgt, ich kann den Jungen nicht allein lassen. Ihr versteht das…?«

»Ist doch klar«, sagte Jane.

»Nehmt ihr mich denn mit?« fragte Bill.

»Worauf du dich verlassen kannst«, erwiderte Suko. »Wir fahren mit zwei Autos. Nimm du deinen Porsche. Jane und ich sind mit Glendas Auto gekommen. Sie ist nicht nach Hause gefahren und hat im Yard geschlafen.«

»Das ist gut.«

An der Tür verabschiedete sich Sheila von ihrem Mann. In den Augen der blonden Frau glomm wieder Hoffnung. »Holt ihn zurück!« flüsterte sie den dreien zu. »Bitte, tut mir und euch allen den Gefallen.«

Bill nickte. »Wir werden tun, was in unserer Macht steht.«

Er fuhr los. Ob Porsche oder Kleinwagen, im Londoner Verkehr sind alle gleich, weil sich die Fahrer an die Regeln halten müssen.

Natürlich drängte die Zeit, und sie waren nervös. Nur Suko strahlte eine gewisse Ruhe und Gelassenheit aus. Er saß konzentriert hinter dem Lenkrad, während Jane neben ihm die Hände ineinander verdreht hatte, mit sich selbst sprach und immer wieder davon redete, daß die einzige Chance genutzt werden mußte.

»Wir müssen es schaffen. Wir müssen ihn befreien, Suko. Verstehst du?«

»Klar, nur würde ich meine Hoffnungen ein wenig abschwächen.«

»Weshalb?«

»Es ist viel Zeit vergangen, Jane. Möglicherweise hat es John doch

nicht geschafft. Klammere dich nicht zu sehr an den Würfel. Die andere Seite schläft nicht.«

Sie nickte heftig. »Das stimmt, das hat sie auch bewiesen. Nein, sie schläft wirklich nicht:« Jane räusperte sich. »Es wäre furchtbar, wenn John nicht mehr am Leben ist.« Sie schaute aus dem Fenster und sah in der Nähe den dunklen Themse-Strom. »Und weißt du, was mich auch wurmt, Suko?«

»Nein.«

»Daß ich trotz meiner noch in mir schlummernden Hexenkräfte keine Chance habe, etwas für John zu tun.«

»Hast du es denn versucht?«

»Ja, aber vergebens. Ich habe keinen Kontakt zu ihm aufnehmen können. Wahrscheinlich muß ich unter Lebensgefahr stehen, um die Kräfte hervorholen zu können, aber sicher bin ich mir auch nicht. Es ist alles zu undurchsichtig, nicht greifbar. Außerdem muß ich mir darüber im klaren werden, daß ich, wenn die Hexenkräfte wieder so stark hervorbrechen, auch zu einer Mörderin werden kann. Das ist mein Fluch, der mich mein Leben lang begleiten wird.«

»Ein Fluch kann manchmal zum Segen werden, Jane.«

»Wie denn?«

»Vielleicht schaffst du es einmal, deine Kräfte zu steuern.«

»Das wäre toll.«

»Meine ich auch.«

Jane sprach weiter. »Als ich diesen Sandro tötete, habe ich mich selbst ja nicht sehen können. Er starrte mich an, und ich hatte das Gefühl, als wäre ich ein Monstrum. Ja, so schaute er mir ins Gesicht. Ich scheine mich verändert zu haben, das finde ich schlimm. Mein Gesicht konnte ich ja nicht sehen, aber die Hand und die Fingernägel, und diese hatten sich verändert. Ich war kein Mensch mehr…«

Nach diesem Satz schwieg die ehemalige Hexe und schaute auf die Rückseiten der vor ihnen rollenden Wagen. Das Wetter hatte sich verschlechtert. Es war kälter geworden, die Wolken lagen tief über der Stadt und entließen ihren Nieselregen, der eine blanke Schicht auf den Asphalt gelegt hatte.

Abgase dampften in der feuchten Luft. Allmählich bildete sich Smog über London. Kein gutes Wetter, auch wenn der Juni gerade erst begonnen hatte.

Bill Conolly befand sich in seinem Porsche irgendwo vor ihnen im Gewühl. Er würde das Ziel früher erreicht haben und sicherlich auf seine Freunde warten.

Das war der Fall. Bill ärgerte sich über den Verkehr und das Wetter.

»Irgendwann schaffe ich mir einen Hubschrauber an. Das ist ja furchtbar, sich auf diese Art und Weise durch den Londoner Verkehr zu quälen.«

Er schüttelte sich, schluckte zweimal und stand schon an der Tür. Zu dritt betraten sie das Gebäude.

Sir James war noch nicht unterrichtet worden. Suko wollte von der Empfangsloge aus mit dem Chef telefonieren. Der als Portier eingesetzte Beamte schob Suko den Apparat rüber. Sein Gesicht drückte Trauer aus, er hatte von Sinclairs Verschwinden oder Tod ebenfalls gehört und wußte auch, wie eng John und Suko zusammengearbeitet hatten.

»Danke.«

»Haben Sie eine Spur, Suko?«

»Nein.« Der Inspektor tippte die Nummer. Sir James hob sofort ab.

Seine Stimme klang nicht mehr so müde wie sonst. Man hörte ihm an, daß er wieder Hoffnung geschöpft hatte.

Suko erklärte, wo sie sich befanden und was sie vorhatten. Sir James fand die Idee sehr gut, bat sich aber aus, ebenfalls dabei zu sein.

»Wir warten in der Halle.«

Suko schob den Apparat wieder zurück und ging zu den anderen beiden.

»Sir James will mitkommen.«

»Das war vorauszusehen«, sagte Bill.

»Natürlich.«

Jane sah auf die Uhr. »Hoffentlich reicht die Zeit. Meine Güte, wir haben Stunden vertrödelt, wenn man es genau nimmt. Aber was hätten wir auch tun sollen?«

»Nichts«, erwiderte Suko. »Als wir erfuhren, daß John nicht mehr lebt, waren wir wie gelähmt. Jedem anderen wäre das ebenso ergangen. Dafür können wir uns keine Schuld geben.«

»Das meine ich auch«, sagte Bill. Er hatte den Superintendenten entdeckt. Sir James blieb am Lift stehen, da sie weiter nach unten fahren mußten, in den Sicherheitstrakt des Yard.

Er begrüßte den Reporter mit einem Kopfnicken.

Im Keller verließen sie den Lift und betraten die kahle, unterirdische Welt mit den grauen Gängen, den Wänden aus Beton und dem kalten Licht der Neonlampen.

Auch diesmal gelang es Suko kaum, seine Gefühle unter Kontrolle zu halten. Auf seinem Körper lag eine Gänsehaut, als er daran dachte, daß er am vergangenen Tage fast den gleichen Weg gegangen war, um die Leiche seines Freundes John Sinclair zur Totenwache abzuholen. Für ihn hatten diese Minuten zu den schlimmsten seines Lebens gehört, noch jetzt fühlte er den dünnen Schweiß auf seinen Handflächen.

Doch sie bogen in einen anderen Trakt ab, wo die Panzerschränke lagen, es ebenfalls keine Fenster gab und eine Klimaanlage für eine saubere Luft sorgte.

Überlaut hallten ihre Schritte, und die Echos wanderten an den Wänden entlang.

Sir James gehörte zu den wenigen Personen, die sich hier unten ohne Begleitung bewegen konnten. Er besaß auch einen Schlüssel zu den Panzerschränken. Als sie den Vorraum betraten, kamen die Erinnerungen.

Hier war schon ein Mann gestorben, ein Wächter, der auf seinem Stuhl und vor einem Tisch gesessen hatte, als die gefährliche Statue der Diablita plötzlich ihre tödlichen Kräfte ausspie.

Jeder spürte, daß sie vor einer Entscheidung standen.

Dementsprechend benahm man sich auch. Es wurde nicht mehr so laut gesprochen, mehr geflüstert, und Sir James war es, der die gewaltige Tür des Panzerschranks aufschloß.

Sie war elektronisch gesichert, aber diese Computer-Überwachung hatte Sir James abgestellt.

Der Würfel war wichtig.

Es gab ihn zweimal. Den einen besaß der Spuk; den zweiten hätte er auch gern gehabt, aber da war das Team um John Sinclair schneller gewesen, obwohl der Spuk seinen Gefolgsmann Akim Samaran eingesetzt hatte.

Beide Würfel waren gefährlich. Sie konnten, wenn es nötig war, eine Hölle entfachen, aber beide waren auch gleich stark, so daß sich ihre Kräfte gegenseitig neutralisierten, wenn sie eingesetzt wurden.

Bill und Jane waren am Tisch stehengeblieben, während Sir James den Würfel aus dem Panzerschrank nahm und ihn vorsichtig zwischen die Handflächen nahm.

Er drehte sich um, blickte Suko starr an und nickte ihm zu. »Nehmen Sie ihn.« Auch die Übergabe geschah sehr behutsam. Suko ging zum Tisch, stellte den Würfel auf die Platte, rückte sich einen Stuhl zurecht und ließ sich nieder.

Nur das Atmen der Anwesenden war zu hören. Sie schauten sich den Würfel an, der im Prinzip so harmlos aussah und nicht ahnen ließ, welch eine Kraft in ihm steckte.

Seine Farbe war eine Mischung aus Rot und Violett. Gleichzeitig wirkte das Material milchig, und im Innern des Würfels konnte der Betrachter hellere Schlieren sehen, die wie Fäden wirkten. Wurde der Würfel aktiviert, gerieten diese Fäden in Bewegung.

Was sie genau darstellten, wußte keiner. Man ging aber davon aus, daß es sich bei ihnen um Informationsträger handelte, die mit einer starken Magie gefüllt waren.

Eine Magie, die nebenher noch das Wissen einer alten Zeit in sich barg.

»Wie willst du es machen?« fragte Bill. Er hatte eine Hand auf die Tischplatte gestützt.

»Ich muß mich zunächst auf den Würfel konzentrieren.«
»Und dann?«
»Vielleicht nicht auf John.«
Darüber erschrak Jane. »Weshalb nicht? Er ist doch die Hauptperson in diesem Fall.«
»Das weiß ich auch. Nur weiß ich nicht, ob es etwas bringt. Ich sehe da eine andere Möglichkeit. Diesen Gegenstand möchte ich mal als Würfel des Heils bezeichnen. Man kann ihn positiv manipulieren und aktivieren. Ich möchte, daß er nicht nur mit John Kontakt aufnimmt, sondern eine Brücke schlägt…«
»Zu wem?« fragte Bill. »Bei einer Brücke gibt es immer zwei Ufer. Du weißt, was ich damit sagen will.«
»Natürlich, Bill. Ich denke auch an das zweite Ufer. Und das soll das Kreuz sein.«
Die Augen des Reporters wurden groß. Auch Jane Collins war überrascht.
Nur Sir James nickte. »Das ist gar nicht so dumm, Suko, Kompliment. Wenn Sie das schaffen könnten.«
Der Inspektor hob die Schultern. »Vielleicht wird es ganz leicht sein, vorausgesetzt, wir werden nicht zu sehr gestört.«
»Sie meinen durch andere Kräfte.«
»Ja, der Spuk wird bestimmt merken, daß wir hier etwas vorhaben. Davon bin ich sogar überzeugt. Und wenn es der Spuk gemerkt hat, könnte auch Asmodis seine Klauen dazwischen bekommen oder Baphomet, falls wir auf die Templer-Magie stoßen. Die Risiken sind vorhanden, denn ich rechne zudem damit, daß es jemand schaffen könnte, die Kräfte des Würfels umzudrehen, damit sie sich gegen uns richten.«
»Wir gehen diese Risiken ein!« entschied Sir James.
»Gut.« Suko nickte. Seine Hände näherten sich von zwei Seiten dem Würfel und umfaßten ihn. »Wenn ich jetzt um Ruhe bitten dürfte. Sie wissen ja, die Konzentration muß vorhanden sein.«
»Sicher.«
Und der Inspektor konzentrierte sich auf seine ungemein schwere und fast unlösbare Aufgabe…

***

Sir James, Jane und Bill hatten etwas Abstand vom Tisch genommen.
Sie lehnten mit dem Rücken an der Wand und blickten den Chinesen an, der zu einer Statue erstarrt zu sein schien.
Doch plötzlich hob er den Kopf. Auf seiner Stirn erschienen Falten, und er zuckte mit den Achseln. »Es ist schwer«, gab er zu. »Und ich habe auch das Gefühl, daß mich etwas stört.«
»Eine fremde Magie?« fragte Bill.

»Nein, nein, das ist es nicht. Eher ein Einfluß, der sich hier im Raum befindet.«

»Sollen wir Sie allein lassen?« erkundigte sich der Superintendent.

»Sie sind es nicht. Das Problem liegt woanders.« Suko hob den Kopf und schaute gegen die Decke. »Ja, es ist das Licht, das mich stört. Wenn ihr es löschen würdet.«

»Natürlich.« Bill legte den Schalter um.

Es wurde stockfinster.

Von keiner Seite drang auch nur der geringste Lichtstrahl in den Raum.

Die Anwesenden konnten sich nicht gegenseitig erkennen, die Dunkelheit fraß alles auf.

Nur Bills Schritte waren zu hören, als er sich vom Lichtschalter wegbewegte.

So warteten sie. Und Sir James fragte nach einer Weile mit flüsternder Stimme: »Klappt es jetzt besser?«

»Ich hoffe doch.«

Dann legte sich wieder das Schweigen über den Raum. Die drei Zuschauer richteten ihre Blicke auf den Würfel. Sie wußten ja ungefähr, wo Suko saß, sahen ihn aber nicht, doch sie vernahmen seine Stimme, die nicht mehr als ein Wispern war.

»Ich glaube, jetzt schaffe ich es.«

»Hast du Kontakt?« fragte Jane.

»Nein, noch nicht, aber der Würfel reagiert. Ich spüre, daß sich in seinem Innern etwas tut. Er vibriert. Ich habe mich voll und ganz auf das Kreuz konzentriert.«

Die Spannung stieg. Noch hatte sie den Siedepunkt nicht erreicht, aber die Anwesenden störten den Inspektor nicht bei seiner ungemein schweren Arbeit.

Und es tat sich tatsächlich etwas.

Plötzlich sahen sie das blasse Leuchten. Und zwar genau dort, wo Suko saß.

Es war ein Fleck in der Höhe des Tisches, hatte eine rotviolette Farbe angenommen, so daß es nur einen Grund für dieses ungewöhnliche Phänomen gab.

Der Würfel leuchtete!

Er gab Licht ab, möglicherweise auch magische Energie, und wollte zeigen, was in ihm steckte.

»Ihr könnt etwas näher kommen«, sagte Suko. Seine Stimme klang gepreßt. Der Inspektor litt wahrscheinlich unter der ungemein starken Konzentration.

Das ließen sich die anderen nicht zweimal sagen. Sie gingen so nahe an den Tisch heran, daß sie ihn fast berührten.

Der Würfel selbst strahlte nur wenig Licht nach außen ab. Das meiste

konzentrierte sich in seinem Innern. Aber der Rest reichte aus, um auch Sukos Gesicht zu treffen und es mit einem rötlichen Schein zu überdecken.

So konnte man die Konzentration auf den Zügen des Inspektors erkennen, den jetzt wie gemeißelt wirkenden Mund, die starren Augen und die glatte Stirn darüber.

Was sich allerdings in seinem Gehirn abspielte, war nicht festzustellen.

Da wirbelten die Gedanken, da wurden fremde Eindrücke wie huschende Bilder hineingepreßt, um schnell wieder zu verschwinden. Suko kam sich wie ein Mensch vor, der zwar noch in einer bestimmten Umgebung saß, sie aber nicht mehr richtig wahrnahm, weil etwas anderes, Unerklärliches allmählich Besitz von ihm ergriff.

Der Würfel leuchtete nicht nur auf, die Schlieren in seinem Innern gerieten auch in Bewegung.

Zunächst zitterten sie nur, als könnten sie sich noch nicht entscheiden, die eine oder andere Information zu geben, dann aber peitschten sich die ersten regelrecht voran und huschten durch das Gefüge des Würfels.

»Es tut sich etwas«, sagte Suko. »Das ist ein Gegenstand, mit dem ich Kontakt bekomme.«

»Welcher denn?« fragte Bill. Er hatte einfach nicht mehr an sich halten können.

»Das Kreuz…«

»Es existiert noch?« Hoffnung klang in Bills Stimme.

»Ja, ja«, hauchte Suko, »es… es ist noch da, aber leider nicht mehr bei John.« Er schüttelte den Kopf. »Ja, ich weiß es jetzt genau. Man hat es ihm genommen.«

»O Gott!« preßte Jane hervor. »Kannst du erkennen, was mit ihm ist?«

»Nein, unmöglich.«

Sie ließen den Inspektor jetzt in Ruhe. Aber das Innere des Würfels bewegte sich noch heftiger. Sie hatten das Gefühl, als läge auch die rotviolette Farbe nicht mehr so glatt und ruhig da wie zuvor. Ein einziger Kreislauf hielt den Würfel gefangen.

Und die Unruhe wuchs von Sekunde zu Sekunde. Die Zuschauer und auch Suko wußten, daß es nicht mehr lange dauern konnte, bis sie einen Erfolg erzielten.

»Das Kreuz«, murmelte Suko. »Es ist das Bindeglied zwischen uns. Das muß es einfach sein.« Er stöhnte. »Und es ist irgendwie anders geworden. Ich kann es selbst nicht erklären, aber ich habe das Gefühl, als würde mir das Kreuz oder dessen Weiße Magie eine gewisse Weite eröffnen, obwohl ich es nicht sehe.«

»Weite?« fragte Bill leise nach. »Kannst du uns das näher erklären?«

Auf Sukos Stirn perlte Schweiß. Durch das rote Licht sahen die Tropfen aus wie Blut. »Mir fehlen die richtigen Worte, aber wenn ich von einer anderen Dimension rede, ist das nicht falsch. Diese Weite und Unendlichkeit…« Er hob die Schultern. »Ich… ich finde nur einen Begriff dafür.«

»Welchen?«

»Das Jenseits…«

Sukos geflüsterte Antwort ließ die anderen erstarren. Damit hatten sie nicht gerechnet. Sollte es dem Inspektor tatsächlich gelingen, mit Hilfe des Würfels einen Blick in das Jenseits werfen zu können?

Unwahrscheinlich, aber auch unglaublich? Die hier Anwesenden hatten schon zuviel erlebt, als daß sie eine Antwort wie die letzte einfach zur Seite geschoben hätten. Magie ermöglichte das Einreißen von Grenzen, die für Menschen zuvor nicht sichtbar waren.

So auch hier…

»Jetzt ist etwas da«, sagte Suko leise. »Ja, es steigt aus der Tiefe allmählich hoch.«

»Was denn?«

»Bitte, Bill, sei ruhig…«

Der Reporter schwieg. Auch Sir James und Jane Collins hielten den Mund. Es fiel ihnen schwer, leise zu atmen, aber sie wollten den Inspektor bei seiner Meditation nicht stören. Was er sah, mußte von einer ungeheuren Tragweite sein.

»Es steigt höher«, hauchte Suko und starrte dabei auf die obere Würfelfläche. »Es kommt aus den Tiefen des Raumes. Es ist ein Geistwesen, ein heller Schatten, nein, ein Gesicht!« Das letzte Wort hatte er so laut gesprochen, daß die anderen erschraken.

»Erkennst du es, Bill? Ist es Johns Gesicht?«

Suko schüttelte den Kopf, und Jane, die die Frage gestellt hatte, war enttäuscht.

»Aber es hat mit John zu tun!« berichtete Suko weiter. »Es muß mit ihm in einem Zusammenhang stehen, und es nähert sich auch dem Würfel, als wollte es in die Fläche hineintauchen.«

»Schafft es das Gesicht denn?«

»Das kann sein…«

Die Spannung nahm zu. Sie wurde fast unerträglich, sowohl für den Aktivisten Suko als auch für die Zuschauer, die innerlich mitzitterten und fieberten.

Janes leises Räuspern unterbrach die Stille. Es wirkte schon direkt störend.

Plötzlich ballte Bill seine rechte Hand. Er hatte ebenfalls schräg in den Würfel geschaut und das, was von unten hochstieg, genau erkannt.

Suko hatte von einem Geist gesprochen und wahrscheinlich einen

feinstofflichen Gegenstand gemeint.

Dem konnte keiner widersprechen, denn auch feinstoffliche Gegenstände können eine bestimmte Form und ein bestimmtes Aussehen haben. So wie dieser.

Es war ein Gesicht!

Die Züge des Mannes wirkten irgendwie anders und nicht so in die moderne Zeit hineinpassend.

Es sah aus, als würde ein Toter von einer ungemein langen Reise zurückkehren.

Suko hatte von einer anderen Dimension gesprochen, sogar vom Jenseits. Da stellte sich automatisch die Frage, ob der Würfel es dank seiner Magie geschafft hatte, den Zuschauern hier einen Blick ins Jenseits zu ermöglichen?

Das Gesicht aus dem Reich der Toten schwebte im Raum, und trotzdem wirkte es so, als wäre es Millionen von Lichtjahren entfernt und würde irgendwo im Raum treiben.

Eine ungeheure Vorstellung, ein Anblick, der den Herzschlag der Zuschauer beschleunigte.

Jane Collins fand die Sprache wieder. »Ich habe das Gesicht nie gesehen!« flüsterte sie. »Es ist mir völlig fremd…«

»Mir ebenfalls«, sagte Sir James.

»Ich glaube, ich kenne es!« Bills Antwort überraschte alle. Auch Suko hatte sie gehört, und er stimmte ebenfalls zu. »Ja, du hast recht, Bill. Mir ist es zwar auch unbekannt, trotzdem habe ich schon mal davon gehört. Die Beschreibung, die…«

»John hatte sie uns gegeben!«

Danach schwiegen die Männer. Sie dachten nach, überlegten, ihre Gedanken rasten, und es war Suko, der sich am stärksten auf das Gesicht konzentrierte.

Es waren schmale, fast asketische Züge. Das Kinn wirkte durch den Knebelbart etwas eckig.

Es gab den Ausschlag für Sukos Behauptung. Plötzlich war er sich sogar sicher. Und seine Feststellung riß die anderen fast von den Beinen.

»Es ist Hector de Valois, der sich uns da zeigt…«

***

Manchmal hat man das Gefühl, tot zu sein, obwohl man noch lebt und das mitbekommt, was um einen herum geschieht.

So erging es mir, dem Geisterjäger John Sinclair, den ein Fall nach Belgien und dort in eine alte Komturei geführt hatte, wo ich in die Gefangenschaft geraten war.

Ja, ich war ein Gefangener des Teufels, saß auf einem steinernen Thron in einem großen Saal und konnte mich nicht bewegen. Die

letzten Worte des Teufels brandeten noch immer in meinen Ohren, und sie hatten mich verdammt hart getroffen.

»Ich hatte dir versprochen, Sinclair, daß es dein letzter Fall sein würde. Und dieses Versprechen halte ich. Das schwöre ich im Namen Luzifers!«

Den Sprecher selbst hatte ich nicht zu Gesicht bekommen, aber der Teufel brauchte sich nicht unbedingt zu zeigen, wenn er sich irgendwo aufhielt.

Er war eine Gestalt der tausend Masken, wobei er im Sichtbaren ebenso lauern konnte wie im Unsichtbaren.

Das alles war mir bekannt, ich hätte auch gern dagegen etwas unternommen, wenn die Magie der anderen Seite nicht zu stark gewesen wäre, und das konnte sie auch, denn meine Gegner hatten es geschafft, mich zu entwaffnen.

Zu den Gegnern zählte ich nicht nur den Teufel, sondern auch ein junges Mädchen namens Arlette. Ich hatte sie in einer Gaststätte kennengelernt, als ich nach dem Weg zu dieser Komturei fragte. Nun, ich bekam Antwort, aber ich stand bereits unter der Kontrolle des Teufels, denn Asmodis schickte vier gräßliche Hyänen, die uns angriffen, und er kam dann selbst, um Arlette als Geisel zu nehmen.

Ich hatte ihn daran nicht hindern können, war weitergefahren und traf Arlette in der alten Komturei wieder. Diese Ansammlung von Gebäuden zeigte sich noch in einem relativ guten Zustand. Hier war nicht sehr viel zerstört worden, nur gefiel mir die Rolle der jungen Arlette nicht mehr, denn der Satan hatte es geschafft, sie auf seine Seite zu ziehen. Sie war seine Dienerin, und das hatte sie auch bewiesen.

Ich dachte an das Unwetter, das sich über der Komturei zusammengebraut hatte. Aus den düsteren Wolken waren die Blitze gejagt, und einer davon hatte mich getroffen.

Ich war zu Boden geschleudert worden und bewußtlos liegengeblieben.

In der Zwischenzeit hatte Arlette die Chance genutzt und mich entwaffnet. Wo meine Beretta, der Dolch und auch der Bumerang lagen, war mir nicht bekannt. Das Kreuz allerdings konnte ich sehen.

Es hing um Arlettes Hals!

Das wiederum wunderte mich. Wie konnte eine Dienerin des Teufels sich eines Kreuzes bedienen? Etwas lief hier falsch, da stimmte einiges nicht.

Konnte ich eigentlich, wenn Arlette das Kreuz trug, sie überhaupt als eine Feindin ansehen?

Im Prinzip nicht, aber ich wußte nicht, wie sie der Teufel manipuliert hatte. Wahrscheinlich nicht durch eine Beschwörung zum Bösen hin, er mußte einfach einen anderen Trick angewendet haben.

Wahrscheinlich überzeugende Worte oder auch eine rein geistige Beeinflussung, so daß Arlette sich zu ihm hingezogen fühlte.

Wir schauten uns an.

Es war nicht besonders hell in dem Raum, aber es herrschte trotzdem ein Licht vor, das von überall herkommen konnte, aber keine eigentliche Quelle hatte.

Ich selbst bezeichnete es als ein dunkles. Licht. Schwarzes Licht war zuviel gesagt, eher silbrig, aber mit einer dunklen Rußschicht darüber.

Die Konturen traten klar und scharf hervor, als wäre alles gezeichnet worden.

Vielleicht auch Sternenlicht…

Arlette ließ mich nicht aus den Augen. Um ihre Lippen stahl sich ein kalt wirkendes Lächeln. Die Brauen über den Augen waren fein geschwungene Bögen, und darüber befand sich eine glatte Stirn.

Sie war eine hübsche Person. Irgendwie wirkte sie wild und ungebändigt, dabei strömte sie einen natürlichen Sex aus, denn die Kleidung ließ ahnen, welch ein geschmeidiger Körper sich unter dem weit geschwungenen Rock und der Bluse verbarg.

Hinzu kam das dunkle Haar, das mich an eine wilde Mähne erinnerte und zu ihr paßte.

»Du hast die letzten Worte des Teufels genau verstanden, Sinclair, und ich sage dir, daß er sich nicht irren wird. Das hier ist dein letzter Fall.«

»Ja, ich hörte es.« Bevor ich die Antwort geben konnte, mußte ich mich räuspern. »Er hat laut genug gesprochen, aber noch lebe ich, und du lebst auch, Mädchen.«

Sie lachte mich an. »Mir geht es sogar gut.«

»Das glaube ich dir. Nur darfst du nicht denken, daß dies immer so bleibt.«

»Wieso?«

»Wer sich auf die Versprechen des Teufels verläßt, der ist verlassen. Ich kenne keinen Menschen, dem der Satan so geholfen hätte, wie er es sich gedacht hat. Tut mir leid.«

»Das ist eine Lüge!«

»Nein, ich will mich auch nicht herausreden. Ich spreche da wirklich aus Erfahrung.«

»Du versuchst nur, dein Leben zu retten.«

»Auch das«, gab ich zu. »Aber was hat ein junges Mädchen wie du von meinem Tod?«

Diese Frage hatte Arlette überrascht, und sie gab mir auch nicht sofort Antwort. Statt dessen ging sie einen Schritt zur Seite und schaute auf den Steinboden, der noch gut erhalten war, auch wenn er an zahlreichen Stellen Risse zeigte.

Sie hob mit einem Ruck den Kopf. Ihre Haare flogen dabei. »Er hat

mir die Macht gegeben. Zum erstenmal muß ich nicht nur gehorchen, ich kann entscheiden. Das finde ich gut.«

»Kannst du tatsächlich entscheiden?«

Sie trat hart mit dem Fuß auf. »Ja!«

»Nein, das glaube ich nicht. Du mußt tun, was er dir gesagt hat. Und er läßt dich fallen, wenn er dich nicht mehr braucht, darauf kannst du dich verlassen. Ich kenne Asmodis schon sehr lange und kann nur immer wieder vor ihm warnen.«

»So spricht jemand, der schon fast tot ist. Und du wirst bald tot sein, Sinclair.«

»Und wer übernimmt diese Aufgabe?«

»Ich!«

Das überraschte mich. Aber ich zuckte nicht einmal zusammen, weil ich nach wie vor in dieser magischen Fessel der Hölle hing und steif sitzenbleiben mußte.

»Weshalb du?«

»Weil ich ihm einen Dienst schuldig bin.«

»Er hätte es selbst leichter gehabt.«

»Nein, er schaut nur zu.« Da stimmte was nicht. Hatte Asmodis nicht eine hundertprozentige Chance, mich zu vernichten? Das wäre für ihn ideal gewesen, wo ich auf diesem steinernen Thron saß und mich nicht wehren konnte. Was hinderte ihn daran, und weshalb schickte er Arlette vor, die noch nie in ihrem Leben einen Menschen getötet hatte?

Ich konnte es mir nur erklären, daß in dieser Komturei mehr steckte, als man äußerlich sah. Vielleicht gab es noch andere Kräfte, die hier gefangen waren.

Ich lachte leise. »Da siehst du, wie feige dein großer Herr und Meister ist.«

»Das ist er nicht. Er wird mich überwachen. Wenn ich es nicht schaffen sollte, greift er ein.«

»Und es macht dir nichts aus?«

»Nein.«

»Auch nicht, wo du das Kreuz trägst?« Arlette senkte den Blick und schaute an sich hinab. Von draußen drang wieder ein Donnern an unsere Ohren. Das Gewitter mußte sich über diesem Gebiet festgesetzt haben.

»Was spielt das Kreuz für eine Rolle?«

»Es ist ein Zeichen des Guten«, erklärte ich. »Du mußt es kennen und auch wissen, was es bedeutet, wenn man sein Leben danach einrichtet.«

»Aber ich nicht!«

»Dann nimm es ab!«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«
»Der Teufel hat mir befohlen, es zu behalten. Ich soll es tragen, mehr nicht.«
»Hatte er einen Grund dafür?«
»Das weiß ich nicht.«
»Eben, Arlette, das weißt du nicht. Ich kann dir noch einmal sagen, daß der Teufel nichts umsonst macht. Aber auch gar nichts. Wenn er dir das Kreuz überlassen hat, geschah dies aus einem bestimmten Grund. Wahrscheinlich ist dieser Grund so schwerwiegend, daß er selbst die Kräfte des Satans übersteigt…«
»Das geht nicht«, unterbrach sie mich schreiend und wütend zugleich.
»Der Teufel ist am mächtigsten. Was immer du auch dagegen sagst, er ist die Gestalt, die eine absolute Herrschaft ausübt. Ich weiß auch, daß er das Kreuz haßt, deshalb hat er es mir ja überlassen. Und wenn du vernichtet bist, John Sinclair, werde ich auch das Kreuz fortwerfen. Es wird in der Semois verschwinden und von ihren Fluten weggetragen werden. Dann hat es dein Kreuz einmal gegeben und dich auch.«
Diese Erklärung war mir viel zu dünn, doch sie hatte sich aus Arlettes Mund verdammt endgültig angehört. Sie fügte auch nichts mehr hinzu, blieb schräg vor mir stehen, beobachtete mich und tastete mich dabei mit ihren Blicken ab, als würde sie überlegen, wie sie mich töten sollte.
Ich konnte in ihr Gesicht sehen. Dunkle Schatten lagen über den Wangen, die auch die Augen erreichten. Dann hörte ich Schritte. Ein leises Aufsetzen irgendwelcher Füße oder Pfoten. Ja, es waren Pfoten, denn aus den Schatten im Hintergrund des Saals lösten sich die Gestalten der Hyänen.
Tiere, die das Böse verkörperten, die dem Teufel zur Seite standen, aber noch mehr das Zeichen für den Dämon Baphomet waren, einem Ableger der Hölle.
Ich hatte immer vier Hyänen gezählt, und ich wußte auch, daß sich diese Tiere in widerliche, kleine rote Teufel verwandeln konnten, wenn die Zeit reif war.
Die hatte ich bereits bei meiner Ankunft gesehen. Da standen sie in den Fenstern der noch nicht zerstörten Gebäude und starrten aus roten Augen auf die Straße, während aus ihren kahlen Schädeln kleine, krumme Hörner wuchsen.
Jetzt aber schlichen sie als Hyänen von vier verschiedenen Seiten näher. Ihr Gang war lauernd, sie hielten die Köpfe gedreht und zu mir gewandt, so daß ich auch ihre Augen sehen konnte.
Normale Raubtieraugen, jedenfalls von der Größe her.
Rot glühten sie, als würden in den Höhlen kleine Kohlestücke liegen,

die nur allmählich verloschen.
Sie hielten die Schnauzen offen. Ich sah dabei auch ihre Zungen, die lang wie alte Lappen über die Spitze des Unterkiefers hinwegragten. Ihr Fell zeigte eine kaum erkennbare Farbe. Eine Mischung aus dem fahlen Gelb eines Sandstrands und dem Grau einer Hauswand. Zudem war das Fell glatt, als hätte man es angefeuchtet oder eingeschmiert.
Die vier Hyänen hielten einen gewissen Abstand bei und zogen den Halbkreis, in dem sie sich mir näherten, nicht enger. Als hätten sie einen geheimen Befehl erhalten, so stoppten sie plötzlich ihre Schritte und blieben stehen.
Arlette hatte sich gedreht. Sie wandte mir jetzt ihr Profil zu, um die vier Hyänen anzusehen.
Ich hatte das Gefühl, als wartete das Mädchen darauf, von ihnen Befehle entgegennehmen. Das war durchaus möglich, denn unter Umständen steckte jeweils ein Teil des Teufels in den Körpern der Bestien.
Die Hyänen setzten sich nieder.
Wieder geschah dies synchron, und mir kamen sie vor wie höllische Wächter, die alles kontrollieren wollten.
Arlette nickte. Meinte aber keinen anderen, mehr sich selbst, denn sie dokumentierte damit ihren endgültigen Entschluß, es zu tun.
Arlette wollte morden!
Ich erkannte es am Ausdruck ihrer Augen, als sie mich anschaute.
»Weißt du, wie ich es mache?« fragte sie.
»Nein.«
»Ich gebe den Befehl.«
»Wem? Dem Teufel?«
Sie schüttelte den Kopf. »Er braucht nicht einzugreifen, er hat mir seine Helfer zur Seite gestellt. Du sollst wirksam sterben, wie es sich für einen Geisterjäger gehört. Das Böse soll dich zerreißen, Sinclair, und dies im wahrsten Sinne des Wortes. Diese vier Hyänen werden dich totbeißen und anschließend zerreißen. Man wird die Teile deines Körpers überall finden, so ist es vorgesehen, und deine Freunde werden sich fragen, wer es getan hat. Aber auf die Wahrheit wird keiner von ihnen kommen, das steht fest.«
Noch immer konnte ich mich nicht rühren. Dieser magische Blitzschlag und der verdammte Thron hatten mich paralysiert, aber ich zweifelte nicht an den Worten der jungen Belgierin.
»Schaust du zu, Arlette?« fragte ich mit etwas belegt klingender Stimme.
»Ja.«
»Und das willst du durchhalten? Kannst du zusehen, wie ein Mensch von Bestien zerrissen wird?«
»So ist es vorgesehen.«

Ich widersprach noch einmal. »Du wirst nicht mehr schlafen können. Alpträume werden dich verfolgen, du wirst vor Angst schreien und…«

»Hör auf!« brüllte sie mich an. »Es ist genug, die Hyänen werden alles weitere übernehmen!« Sie nickte den vier Bestien zu. »Los, zerbeißt ihn!«

Ob sie nun ihren Worten folgten oder zusätzlich einen Befehl vom Teufel erhalten hatten, war nicht festzustellen. Jedenfalls schüttelten sie ihre Körper, bevor sie sich strafften und mit geschmeidigen Bewegungen vorgingen.

Durch meine starre Sitzposition war ich gezwungen, die Bestien anzuschauen. Sie bewegten nur die Körper. Die Köpfe blieben völlig ruhig, aber der Blick ihrer Augen war mehr als schaurig. In den roten Löchern las ich den Willen zum Mord.

Jedes Aufsetzen ihrer Pfoten registrierte ich. Dabei entstanden kaum Geräusche, eine Katze konnte sich ebenso leise bewegen, aber die Schritte der Hyänen erzeugten in mir ein Gefühl der Panik. Mit jedem Auftreten kam ich dem Tod ein Stück näher. Ich geriet ins Schwitzen.

Der Schweiß legte sich auf meine Stirn, er sammelte sich an den Wangen zu Tropfen und bedeckte schließlich meine gesamte Haut wie eine dünne Ölschicht.

Verzweifelt wehrte ich mich gegen die Lähmung, aber nicht den kleinsten Finger konnte ich anheben.

Der teuflische Blitzstrahl war stärker geworden.

Und auch die Angst kam… Verflucht, ich hatte in der letzten Zeit genug Horror empfunden. Gerade der Fall mit dem Folterbett hatte mir bewiesen, wie stark und auch zerstörend Todesangst sein kann. Jetzt kehrte sie zurück. Das Herz schlug schneller, der Puls raste. Symptome wie beim Lampenfieber, nur war es das leider nicht.

Arlette schaute zu. Dabei blieb der größte Teil ihres Gesichts unbewegt, nur um ihre Lippen lag ein etwas kantiges Lächeln, das sich in den Winkeln festgesetzt hatte.

Starr wie dunkle Glasmurmeln waren dabei ihre Augen. Konnte sie überhaupt noch Gefühle zeigen? Dachte sie vielleicht nach, oder stellte sie sich schon vor, wie es war, wenn der Teufel sie mit seinem Dank beglückte? Sie würde das Grauen nicht überstehen.

Noch immer herrschte dieses ungewöhnliche Licht.

Es war einfach da, kam von irgendwoher und gab der Szene einen matten Glanz.

Längst hatten die vier Hyänen Arlette erreicht und auch passiert. Für die Bestien waren es nur noch ein paar Schritte, bis sie den Thron und damit auch mich erreicht hatten.

Dann gab es kein Zurück mehr.

Ich war gezwungen, so steif sitzen zu bleiben. In meinem Gesicht rührte sich ebenfalls nichts. Jeder Muskel schien da erstarrt, vereist

oder eingeschlafen zu sein.

Nur die salzigen Schweißperlen rannen in schmalen Bächen von der Stirn, netzten meine, Lippen, liefen darüber hinweg, berührten das Kinn, dann den Hals und versickerten anschließend in meinem Hemdkragen.

Die Angst war wie ein Druck, den ich nicht nur von zwei, sondern gleich von vier Seiten spürte. Auch meine Haare waren feucht, die Stimme versagte allmählich, ich hatte das Gefühl, als würde sie sich in die Kehle zurückziehen und dort irgendwo zwischen Hals und Zwerchfell versickern.

Da die Hyänen den Halbkreis zwangsläufig hatten enger ziehen müssen, blieben sie auch nicht mehr nebeneinander. Einer hatte sich vorgeschoben, und er blieb direkt vor mir stehen.

Langsam hob er den Kopf.

Seine roten Augen fixierten mich. Er sah so aus, als wollte er überlegen, ob er mich fressen oder zerreißen sollte.

Er tat nichts von beiden. Diese Bestie gab sich sehr sicher und hob das rechte Vorderbein. Im nächsten Augenblick stellte sie mir ihre Pfote auf das Knie.

Ich erschrak innerlich. Äußerlich war ich zu keiner Regung fähig, schloß aber für einen Moment die Augen und öffnete sie wieder, als die zweite Pfote das andere Knie berührte.

So blieb die Hyäne stehen.

Sehr nah und unbeweglich. Ich nahm sogar ihre Ausdünstung wahr, die mir aus dem Fell entgegenströmte.

Kein Raubtiergeruch, mehr der Gestank nach verbranntem Schwefel.

Höllengestank…

Noch war der Pfotendruck normal, aber er verstärkte sich in der nächsten Sekunde. Für mich ein Zeichen, daß die Hyäne bereit war, sich abzustoßen.

Zudem öffnete sie ihr Maul so weit wie möglich, so daß ich über die lappige Zunge hinweg tief in ihren Rachen schauen konnte. Natürlich sah ich auch das Gebiß. Die Zähne waren lang, zudem sehr spitz. Die bissen auch andere Dinge durch als nur mein Fleisch.

Das Tier legte sogar seinen Kopf etwas auf die rechte Seite, damit es mir in einem idealen Winkel gegen die Kehle springen und zubeißen konnte.

Und dann geschah es!

Zuerst hörte ich einen leisen Schrei, dann ein Keuchen, danach das schwere Ächzen.

Weder eine der Hyänen noch ich hatten es ausgestoßen. Es war Arlette, die sich auf einmal so ungewöhnlich benahm, zwei Schritte zurückging, dabei schwankte, sich wieder fing, den Körper nach vorn drückte, ihre Arme ausstrecken wollte, sie aber nur anwinkeln konnte,

wobei sie die Hände zu Klauen krümmte.
Den Kopf hielt sie gesenkt.
Ihr Blick war dabei auf das Kreuz gefallen und fixierte möglicherweise die Stelle des Kreuzes, von der Lilith, die Große Mutter, die Zeichen geraubt hatte.
Dort schimmerte etwas!
Es sah aus wie ein heller Fleck, aus dem sich langsam ein Männergesicht hervorkristallisierte. Es gehörte Hector de Valois!

***

Er hier?
Nein, das war unmöglich. Nicht er konnte hier sein, aber sein Geist, der es möglicherweise geschafft hatte, Raum und Zeit zu überwinden, um sich mir zu offenbaren.
Hector de Valois!
Fast hätte ich seinen Namen jubelnd geschrien! War er der Retter, mein Retter?
Noch war nichts entschieden, nur Arlette befand sich unter einem ungeheuer starken Streß. Das Kreuz, das sie um ihren Hals gehängt hatte, erwies sich nun als Bumerang und schleuderte einen Teil seiner Kraft gegen sie.
Aber aus welch einem Grund war das Gesicht des alten Templer-Führers entstanden? Ich dachte verzweifelt über eine Lösung nach, konnte nur theoretisieren und gelangte zu dem Schluß, daß de Valois, der ja auch einmal Träger und Besitzer des Kreuzes gewesen war, es einfach nicht zulassen wollte, daß es in andere Hände geriet.
Nur, wie hatte er dies feststellen können?
Dafür gab es nur eine Erklärung.
Die Komturei.
Die Stätte war einmal eine Hochburg der Templer gewesen. Hier mußten sich die beiden Gruppen getroffen haben, die normalen sowie die abtrünnigen Ritter, die sich schließlich ihrer Götzenfigur Baphomet zugewandt hatten.
Eine andere Erklärung wußte ich wirklich nicht, und ich mußte auch weiterhin tatenlos zuschauen, wie es weiterging.
Zunächst einmal meldete sich Arlette durch ihren wilden Schrei. Sie konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, breitete die Beine aus, so daß es aussah, als wollte sie einen Spagat vorführen, das aber schaffte sie nicht mehr.
Etwas riß sie einfach um.
In einer taumelig wirkenden, drehenden Bewegung brach sie zusammen, tickte mit beiden Kniescheiben auf den Steinboden und fiel.
Auf der Seite und gekrümmt blieb sie liegen…

Das an der Silberkette um ihren Hals hängende Kreuz war so verrutscht, daß ich es betrachten konnte. In dessen Mitte sah ich Hectors Gesicht.

Mich durchströmte es heiß und kalt. Die Todesangst war zurückgedrängt worden und - vergessen, dafür hielt mich ein Gefühl der Spannung umklammert, und ich fragte mich, wie es weitergehen sollte. Was hatte Hector de Valois vor?

Zunächst einmal riß mich ein drohend klingendes Knurren aus meinen Gedanken. Die Hyäne vor mir hatte es ausgestoßen. Wieder wurde das Geräusch von einer nach Schwefelgas riechenden Wolke begleitet.

Sekundenlang spürte ich wieder den Alpdruck und rechnete damit, daß mir die Bestie an die Kehle springen würde, aber sie hielt sich zurück, drehte ihren Schädel und blickte dorthin, wo Arlette am Boden lag, leise stöhnte, den rechten Arm ausgestreckt hatte, obwohl er unter ihrem Körper vergraben lag, und mit dem linken Arm zuckte, als würden von irgendwoher Schläge auf sie herabprasseln.

Die Hyäne löste sich von mir. Sie sprang elegant ab, drehte sich noch im Sprung und landete sicher auf ihren vier Pfoten, bevor sie den Schädel senkte und mit der Schnauze dicht über den Boden streifte, als wollte sie einen bestimmten Geruch aufnehmen.

Auch die anderen drei Tiere blieben nicht stehen. Sie schlössen sich der ersten Bestie an, bildeten eine Runde und umkreisten die liegende Arlette.

Dabei hüteten sie sich, den Kreis zu eng zu ziehen. Sie wollten auf keinen Fall zu nahe an das Mädchen und damit auch an das geweihte Silber kreuz geraten.

So verstrich Zeit.

Arlette erholte sich auch nicht. Sie litt weiterhin unter magischen Krämpfen und Zuckungen, wobei ich mich nach wie vor fragte, wie es möglich war, daß das Gesicht Hectors entstehen konnte.

Nichts passierte ohne Grund. Irgend etwas mußte dazu beigetragen haben, daß sich mein Kreuz verändern konnte!

Mir ging es um keinen Deut besser. Ich saß noch immer auf dem verdammten Thron und konnte mich als Gefangenen bezeichnen. Es verging Zeit. Hin und wieder vernahm ich von draußen her einen krachenden Donnerschlag, auch das fahle Zucken eines Blitzes drang hin und wieder durch eine der Fensteröffnungen, doch mehr geschah nicht.

Allmählich mußte ich mir etwas einfallen lassen, ich durfte keine Rücksicht mehr nehmen. Bisher hatte ich immer noch an Arlette gedacht, obwohl sie dem Teufel zugetan war.

Allmählich rang ich mich zu dem Entschluß durch, mein Kreuz doch zu aktivieren. Vielleicht gelang es müy mich durch diese Magie zu

befreien, so daß ich endlich aktiv werden konnte.

Noch hing das Kreuz um Arlettes Hals, noch sah ich Hectors Gesicht, die Atmosphäre jedoch war eine andere geworden. So richtig erfassen und begreifen konnte ich sie nicht. Wenn ich aber darüber nachdachte und mich umschaute, kam es mir vor, als würde etwas aus den Wänden strömen, das wie eine Botschaft wirkte und aus der Unendlichkeit zu stammen schien.

Zur Hälfte schloß ich die Augen.

Auch die Hyänen liefen nicht mehr.

Sie hatten sich hingehockt, starrten das Mädchen an und schienen darauf zu warten, daß irgend etwas passierte.

Zur Hälfte klappte ich die Augen zu, sammelte meine Sinne und konzentrierte mich auf die Formel. In mir steckte eine plötzliche Gewißheit, daß es zu schaffen war.

Ja, es würde mir gelingen, diese verfluchte Fessel abzustreifen und selbst zu handeln..

Noch einmal sah ich das Kreuz an. Es hatte schon viele wichtige Momente in meinem Leben gegeben, wo eine Aktivierung unerläßlich gewesen war. Dieser Augenblick gehörte ebenfalls dazu.

Und so sprach ich die Formel in einer Stätte, wo sich die Schwarze und die Weiße Magie trafen, wo Vergangenheit und Gegenwart aufeinanderstießen und das Erbe eines unseligen Teufelskultes noch unterschwellig vorhanden war.

»Terra pestem teneto - Salus hie maneto!«

***

In meine andächtig gesprochenen Worte hinein peitschte der unheimlich klingende Donnerschlag. Ein hämmerndes Geräusch, als wollte es die gesamte Umgebung zum Einsturz bringen und dabei auch noch Welten zerreißen. Der Donner hallte in meinem Trommelfell, gleichzeitig schössen mehrere Blitze auf einmal aus den düsteren Wolken über der Komturei. Ihr fahles Licht irrlichterte durch das Innere des Saals, es vertrieb den silbergrauen Glanz, tanzte von einer Wand bis zur anderen, zog knisternde Spuren, schleuderte einen fahlen Funkenregen in die Höhe, der auch über das liegende Mädchen hinweglief und von einem fast detonierenden Kreuz aufgefangen wurde.

Das war nur der erste Teil der Reaktion.

Sehr schnell folgte der zweite. Und er hatte nichts mehr mit der eigentlichen Natur zu tun, denn was ich nun erlebte, war die reine Magie. Durch meinen Thron lief ein gewaltiges Zittern. Ich glaubte angehoben zu werden, obwohl ich mich nicht von der Stelle bewegte.

Die Wände und der Boden bewegten sich ebenfalls. Sie rasten aufeinander zu und gleichzeitig voneinander weg.

Hier fand eine Dimensionsverschiebung statt, die ich bei vollem Bewußtsein miterlebte.

Ich hatte die gesamte Zeit über seit meinem Erwachen auf eine breite Wand schauen können.

Die war auch jetzt noch vorhanden, nur hatte sie sich verändert. Sie war pechschwarz, und die anderen, sich in Bewegung befindlichen Wände liefen ihr entgegen.

Ohne zu stoppen, tauchten sie hinein, ebenso wie der Boden, und es sah aus, als sollte diese Bewegung kein Ende haben.

Das stimmte nicht.

Plötzlich war alles anders.

Still, ruhig bewegungslos. Nur die Wand zitterte noch leicht in sich selbst.

Und ich stand auf.

Ja, ich erhob mich kurzerhand von meinem Thron, ohne daß mich irgend jemand oder irgendein Ereignis daran gehindert hätte. In den Kniekehlen zitterte ich noch, das war nicht ein Gefühl der Angst oder Beklemmung, es kam einfach vom langen Sitzen, denn meine Beine waren irgendwie steif geworden.

Beim dritten Schritt klappte es besser, so daß ich mich endlich wieder auf die Umgebung konzentrieren und meinen eigenen Zustand vergessen konnte.

Die vier Hyänen waren verschwunden. Sie mußten ein Opfer dieser Zeitverschiebung geworden sein, möglicherweise waren sie auch im Mahlstrom zwischen Gut und Böse zerrieben worden.

Nicht aber Arlette!

Sie lag seitlich und gekrümmt vor meinen Füßen, Beine und Arme noch immer angewinkelt, den Kopf auf einen Arm gelegt, und sie starrte schräg ah mir vorbei gegen die Decke.

Leben entdeckte ich nicht in ihrem Blick, aber sie konnte nicht tot sein, sie stand unter dem Schutz des Kreuzes, das ich ihr abnehmen wollte.

Dazu mußte ich ihren Kopf anheben, um die Kette über die Haarflut streifen zu können.

Mit einer Handfläche stützte ich ihren Hinterkopf ab. Dabei streifte mein Blick ihr Gesicht, und ich bemerkte, wie die Augendeckel flatterten.

Als ich mein Kreuz in der Hand hielt, öffnete Arlette die Augen und erschrak, als sie sah, wer da neben ihr kniete.

Ich schüttelte den Kopf. »Du brauchst keine Angst zu haben. Ich werde mich nicht revanchieren.«

»Wofür?« fragte sie und richtete sich auf, wobei ich sie in Ruhe ließ.

»Weißt du das nicht?«

Auf dem Steinboden blieb sie sitzen, sahsich um, hob beide Hände

und strich durch ihr Haar. Ihr Gesicht nahm einen ungläubigen Ausdruck an, zudem bewegte sie ihren Mund und fragte mit kaum zu verstehender Stimme: »Können Sie mir sagen, wo wir uns hier befinden?«

»In der alten Komturei.«

»Nein!« Sie rief es heftig und drehte den Kopf.

»Doch, Arlette!«

Tief atmete sie durch. »Aber… das ist nicht möglich. Wie komme ich hierher?« Plötzlich sprang sie geschmeidig hoch und starrte mich funkelnd an. »Sie, Sinclair. Ja, Sie haben mich entführt. Sie müssen mich betäubt haben und…«

»Langsam, Mädchen.« Ich hob beide Hände. »Auch wenn du das vielleicht gern gehabt hättest, so war es nicht.«

»Es muß so gewesen sein.« Wütend stampfte sie mit dem Fuß auf.

»Eine andere Erklärung gibt es nicht. Es ist zwar traurig, aber wahr. Ich habe mich von Ihnen einwickeln lassen. Und das, Monsieur, passiert mir kein zweites Mal.«

Da Arlette so heftig reagierte, schien sie tatsächlich nicht zu wissen, was man mit ihr angestellt hatte. Wahrscheinlich besaß sie überhaupt keine Erinnerung an den Teufel und an dessen Geiselnahme. Das sah ich als positiv an. Asmodis hatte sie nur als Mittel zum Zweck benutzt, um mich so rasch wie möglich in die Komturei zu locken.

Was war der Grund für diese Eile?

Da ich nichts erwiderte, nahm Arlette an, daß sie mit, ihrer Vermutung recht hatte. »Geben Sie es zu!« rief sie und ging zwei Schritte zurück.

»Geben Sie es endlich zu.«

»Was soll ich zugeben?«

»Meine Entführung.«

»Nein, ich habe dich nicht entführt. Ich habe dich auch nicht betäubt. Es war alles anders.«

»Und wie?«

Ich zog den Mund schief. »Es fällt mir schwer, dir dies zu erklären, Arlette, aber ich möchte dich bitten, mir zu vertrauen. Ich meine es gut mit dir. Du mußt alles so hinnehmen, wie es ist. Denk nicht darüber nach, was immer auch passieren mag.«

Sie dachte sehr realistisch und tippte gegen ihre Stirn. »Sag mal, was soll der Quatsch?«

»Es ist kein Quatsch. Wir beide haben etwas erlebt, das man normalerweise höchstens auf einer Filmleinwand sieht.«

»Toll. Kleiner Steven Spielberg, wie?«

»Wenn es nur das wäre. Es ist leider eine Tatsache. Es kann sein, daß wir eine Zeitreise hinter uns haben.«

»Und wohin?«

»Ich weiß es noch nicht. Warst du schon einmal in dieser Komturei?«

»Ja, das ist ein Ausflugsziel.«

»Dann kennst du auch die Innenräume?«

»Sicher.«

»Schau dich um. Fällt dir etwas auf?«

»Nein, eigentlich nicht, tut mir leid.«

Ich deutete auf die dunkle Wand. »War sie ebenfalls schon immer da?«

»Das ist eine Wand.« Arlette sagte es in einem beinahe beschwerend klingenden Tonfall. »Was soll das?«

Ich ließ nicht locker. »Und wie ist es mit dem Licht? Das ist doch auch nicht normal. Hat es immer so ausgesehen?«

»Daran kann ich mich nicht erinnern.« Sie drehte sich um. »Aber wie Sie wollen, Monsieur. Ich kann mir die Wand ja mal ansehen.« Sie lief hin, bevor ich sie warnen konnte.

Ich rannte hinterher. Arlette empfand es als Spaß, bewegte sich schneller, so daß ich nie die Chance hatte, sie einzuholen.

Nur durch eine Kugel!

Aber die Beretta lag irgendwo draußen. Ich hätte sie erst holen müssen.

Zum Glück kam es nicht zum Äußersten, denn dicht vor Erreichen des Ziels stoppte Arlette ab, blieb für einen Moment steif stehen und drehte sich um.

Ich ging ihr entgegen.

Sie war blasser geworden, sah meinen fragenden Blick und nickte plötzlich. »Ja, Sie haben recht gehabt. Irgend etwas stimmt mit dieser komischen Wand nicht. Etwas stört mich daran.«

»Und was?«

Sie hob die Schultern. »Ein… ein kalter Hauch. Aber keine Kälte, wie man sie bei uns im Winter kennt. Nein, diese hier war anders. So völlig anders. Unerklärlich…«

Da hatte sie wohl recht. Wer zum erstenmal mit der Hölle Kontakt hatte, der fand auch keine Erklärung dafür. Mir erging es heute fast ebenso.

Die Hölle würde für mich stets ein Rätsel bleiben. »Was machen wir denn jetzt?« Arlettes Frage bewies mir, daß sie Vertrauen zu mir gefaßt hatte.

Ich gab keine Antwort, sondern konzentrierte mich noch im Nachhinein auf ihre Stimme. Sie hatte ungewöhnlich gehallt, als sie gegen die Wand sprach.

War sie möglicherweise eine Membrane oder eine Öffnung in die Unendlichkeit?

Arlette kam zurück. Sie blieb neben mir stehen und drängte sich an mich. »Ich möchte hier weg, Monsieur Sinclair. Lassen Sie uns gehen!

Das ist mir unheimlich.«

Knapp winkte ich ab. »Nein, Arlette, nichts zu machen. Wir beide werden bleiben.«

»Und dann?«

»Möglicherweise werden wir etwas Einmaliges erleben«, flüsterte ich und mußte mich räuspern, um den folgenden Satz sprechen zu können.

»Es gibt Dinge, über die sollte man nicht nachdenken. Nehmen wir sie einfach hin, Arlette.«

»Auch diese Wand?«

»Sicher. Sie gehört dazu. Wahrscheinlich ist sie das Kernstück der alten Komturei, so etwas wie die Seele. Daß dieses Gebäude hier noch besteht, haben wir möglicherweise auch dieser Wand zu verdanken«, erklärte ich, »aber das ist nicht sicher.«

»Sie reden in Rätseln.« Ich strich über Arlettes Haar. »Vielleicht werden sie bald gelöst.« Noch einen Schritt bewegte ich mich auf die Wand zu und konzentrierte mich auf die schwarze Fläche.

Nur von der Ferne aus gesehen wirkte sie ruhig. Wer dicht vor ihr stand, so wie ich, der sah, daß die Wand etwas vibrierte und möglicherweise eine gewisse Körnung aufwies. Irgendwo im Innern fanden die Bewegungen statt, und die Vibrationen hielten sich auch in den Abmessungen.

Das Mädchen hatte die Kälte gespürt. Auch mir wehte sie entgegen, als ich nahe herantrat.

Es war für mich schwer zu erklären, aber ich hatte den Eindruck, als würde mir ein Gruß aus der Unendlichkeit entgegenwehen. Die Wand grüßte und warnte mich gleichzeitig.

Die Warnung ignorierte ich, mich interessierte die Magie der Wand, die ich mit dem Kreuz testen wollte.

Als ich meine Hand vorschob und die Blicke auf das Kreuz gerichtet hielt, da erkannte ich auch die Reaktion. An den Seiten war das Licht heller, in der Mitte jedoch, wo ich das Gesicht des Hector de Valois gesehen hatte, verdunkelte sich die Stelle.

Ein Omen?

»Was machen Sie denn da?« hörte ich Arlettes Stimme.

Ich verkniff mir eine Antwort, denn sehr deutlich spürte ich die Strömungen, die aus der Wand traten und gegen das Kreuz flössen. Die Wand schien größer geworden zu sein, und innerhalb dieser pechschwarzen Finsternis zeichnete sich das Kreuz als ein gewaltiger grauer Schatten ab.

Doch was war das?

Im Hintergrund der Wand, möglicherweise unendlich weit entfernt, entstand etwas.

Gefangen in einem drei- oder sogar vierdimensionalen Raum drehte

und wendete es sich, tauchte aus der Tiefe hervor, wurde nach vorn gedrückt, nahm deutlichere Konturen an, so daß ich es plötzlich sehen konnte.

Es waren Gestirne…

Planeten, Sterne, eine Sonne - eben ein Ausschnitt des Alls. Vielleicht eine tiefe Vergangenheit, die ich schon einmal erlebt hatte, als man mir die Geisterdämmerung ankündigte.

Aber das hier war anders, denn die Planeten blieben zurück. Es näherten sich Dinge, die ich kannte.

Ein Monster.

Schwarz, mit einer Sense in der rechten Knochenhand. Der dunkle Umhang und die schwarzen Knochen paßten zusammen, während das silbrig funkelnde Sensenblatt im schroffen Gegensatz dazu stand.

Mein Herz schlug schnell. Diese Gestalt, die sich aus den Tiefen des Raums näherte, war mir kein Unbekannter.

Ich hatte früher des öfteren gegen ihn gekämpft, ihn schließlich vernichtet, so daß es ihn nicht mehr gab. Daß ich ihn trotzdem sah, ließ nur einen Schluß zu.

Die Szene, die man mir vorführte, gehörte nicht in die Gegenwart, sondern in die Vergangenheit.

Denn nur aus ihr konnte der Schwarze Tod kommen!

***

Genau das war er!

Der Schwarze Tod. Ein Superdämon. Überhaupt der erste Superdämon, den ich gekannt und besiegt hatte. Über Monate hatten sich die Kämpfe zwischen uns hingezogen. Auf dem Friedhof am Ende der Welt war es mir schließlich gelungen, ihn dank meines Bumerangs zu köpfen, ihn regelrecht zu zerhämmern.

In der Gegenwart konnte er mir nicht mehr gefährlich werden, aber die Vergangenheit brachte noch viele, unaufgeklärte Dinge mit sich. So hatte ich seine Geburt erlebt und ihn auch getroffen, als der gewaltige Kontinent Atlantis unterging, wozu er seinen Teil beigetragen hatte.

Und jetzt zeigte man mir dieses Bild.

Diese Wand war ein Phänomen. Ich suchte nach einer Bezeichnung für sie und kam auch zu einem Ergebnis.

Sie war ein magisches Hologramm!

Tief holte ich Luft, drehte auch den Kopf, weil ich nach Arlette sehen wollte.

Sie stand hinter mir und wartete. Ihr Gesicht zeigte einen gespannten und verständnislosen Ausdruck. Dabei hob sie plötzlich den Arm, und deutete an mir vorbei.

Wahrscheinlich wollte sie mir etwas zeigen.

»Da, da ist etwas. Da kommt noch was hervor.« Sie sprach stockend. Ich sah sie auch zittern.

Rasch drehte ich mich.

Arlette hatte sich nicht getäuscht. Das magische Hologramm zeigte einen weiteren Gegenstand.

Auch er tauchte in den unergründlichen Tiefen auf und schob sich nach vorn, als würde er von einem Band gezogen.

Diesmal war es kein Dämon, auch kein Mensch oder der Teufel. Es war etwas ganz anderes, aber das, was ich jetzt zu sehen bekam, hieb mich fast von den Beinen.

Vor Jahren hatte ich es bisher zum ersten- und zum letztenmal gesehen.

Und jetzt wieder.

Es war - das Buch der grausamen Träume!

***

»John!«

Obwohl der Geisterjäger nicht zu sehen war, preßte Jane Collins seinen Namen hervor. Sie drückte ihm, wie alle anderen, die Daumen, aber John war nicht zu sehen, nur Hector de Valois' Gesicht schimmerte durch die Würfelfläche.

In den letzten Sekunden hatte es auf eine unnatürliche Art und Weise zu strahlen begonnen, als hätte sich ein silbriger Schein über die Züge gelegt.

Kein kaltes Leuchten, eher das Gegenteil. Ein warmer Schein, von einem Silber ausgehend, wie auch die Anwesenden es kannten.

Suko gab als erster den Kommentar. »Der Schein kann nur von Johns Kreuz stammen.«

Nach seinen Worten folgte eine Pause. Die anderen waren zu überrascht. »Sind Sie sicher?« fragte Sir James.

»Fast.«

»Und haben Sie auch eine Erklärung?«

»Nein, das ist zu schwer«, flüsterte der Chinese und konzentrierte seine Gedanken wieder auf John Sinclair oder zumindest dessen Umgebung.

Er wollte etwas mehr sehen, vielleicht auch frische Erfahrungen auf posthypnotischen Wegen sammeln, aber Suko irrte sich. Die andere Seite spielte nicht mehr mit.

Sie ließ die Brücke zusammenfallen!

Plötzlich war nichts mehr zu sehen. Das Licht aus dem Würfel verschwand ebenfalls, und die Anwesenden standen in der Dunkelheit des nüchternen Raumes.

Keiner von ihnen sagte ein Wort. Jeder wußte wohl, daß sie irgendwie verloren hatten.

Der Schrittfolge nach zu urteilen, war es Sir James Powell, der sich auf den Lichtschalter zubewegte. Als es hell wurde, mußten sich alle erst daran gewöhnen. Das Licht blendete stark. Suko saß am Tisch, hatte die Ellenbogen seiner angewinkelten Arme links und rechts des Gegenstandes aufgestützt und das Gesicht in den Händen vergraben.

Er ließ die Arme erst sinken, als Jane ihn berührte. »Es hat keinen Sinn, Suko, du darfst dir keine allzu großen Vorwürfe machen.«

»Vielleicht…«

Bill gab einen Kommentar. »Können wir uns denn jetzt sicher sein, daß der echte John Sinclair lebt?«

»Nein!« Sir James hatte hart gesprochen. »Der Würfel hat uns keinen endgültigen Beweis gebracht.«

»Das stimmt«, gab Bill zu.

»Ich glaube aber trotzdem daran, daß er noch lebt«, erklärte Jane und ballte die Hand, als wollte sie mit dieser Geste beweisen, wie entschlossen sie war, den Kampf fortzusetzen.

»Das steht Ihnen frei, Jane«, sagte Sir James. Er dachte wieder praktisch. »Wir stehen an einem toten Punkt«, erklärte er. »Keiner von uns weiß, wo sich John befindet.«

»In Belgien«, sagte Suko.

»Ja. Aber kennen Sie die genaue Gegend?«

»So ungefähr weiß ich Bescheid. Wir müßten eben so rasch wie möglich hin. Und zwar mit dem Würfel. Vielleicht können wir noch etwas retten. Ich habe das Gefühl, daß dieser Fall so etwas wie Schicksal ist, das uns getroffen hat.«

»Das kann sein«, gab Sir James zu. »Ein verflucht hartes Schicksal außerdem noch. Wenn ich nur wüßte, was dahintersteckt!«

»Ein Grund heißt Logan Costello.«

Sir James schaute Bill Conolly an. »Ja, das war die Sache mit dem Doppelgänger. Dafür werden wir ihm noch einige Fragen stellen. Aber der Fall in Belgien. Können wir bei ihm auch nachhaken?«

»Das glaube ich nicht«, meinte Suko. »John ist nach Belgien gefahren, um etwas über die Templer zu erfahren. Das ist der springende Punkt in diesem Fall, die Templer.«

»Und da müssen wir passen!« erklärte Bill. »Oder bist du über diese Gruppe genau informiert?«

»Nein«, gab Suko zu. »John hat mich in die gröbsten Dinge eingeweiht. Ich weiß, daß sie auch heute noch existieren. Unter anderem gibt es da einen Abbé Bloch, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, abtrünnige Templer zu jagen. Das ist die Gruppe um Baphomet, der hier auf der Erde von Vincent van Akkeren vertreten wird. Dann weiß ich noch vom silbernen Skelett des Hector de Valois. Es liegt in Südfrankreich, in einem Felsendom, wo es magisch behütet wird.«

»Ja, und wir haben das Gesicht des alten Templers im Würfel

gesehen«, flüsterte Bill. »Wo gibt es da die Verbindung?«

»Wir weichen zu sehr vom Thema ab!« erklärte Sir James. »Wichtig ist für uns Johns Befreiung. Wie ich das sehe, bleibt uns eine Reise nach Belgien nicht erspart.« James blickte auf Suko. »Sie werden sich damit vertraut machen müssen, zu reisen.«

Bill trat einen Schritt vor. »Ich bin natürlich dabei.«

»Daran werde ich Sie nicht hindern, Mr. Conolly.«

»Danke.«

Suko stand auf. »Nehmen wir den Würfel mit?« fragte er, weil er genau wußte, daß er praktisch so etwas wie eine Zeitbombe in der Hand hielt und Sir James ihn gern in den Panzerschränken liegen gesehen hätte.

»Ja!« Die Antwort kam sehr schnell, und sie klang entschlossen. »Das müssen wir einfach.«

»Keine Einwände, Sir.« Der Superintendent ging als erster zur Tür. Bill schloß sich ihm an. Jane wartete noch auf Suko, der den Schluß der Gruppe bildete. Er hielt den Würfel mit beiden Händen fest und trug ihn so vorsichtig, als bestünde er aus kostbarem Porzellan.

»Wenn das mal gutgeht!« flüsterte die ehemalige Hexe. »Ich sehe unsere Chancen als nicht sehr gut an.«

Der Inspektor hob die Schultern. »Es ist besser, als hier herumzusitzen.«

»Stimmt auch wieder.« Sie hatten den Vorraum kaum erreicht, als ein dort stehendes Telefon anschlug.

»Das kann für uns sein«, sagte Bill.

Sir James hob ab. Er meldete sich mit einem knappen »Ja?«

Dann hörte er zu. Die anderen umstanden ihn. Sie sahen es dem Superintendenten an, daß er eine brisante Nachricht erhalten hatte. Sir James nickte einige Male, bevor er sagte: »Halten Sie den Mann um Himmels willen fest. Wir sind so rasch wie möglich oben.«

»Geht in Ordnung, Sir«, quäkte es zurück.

Mit einer fast peniblen Bewegung legte der Superintendent den Hörer auf und runzelte die Stirn. Um seine Lippen zuckte ein leichtes Lächeln.

Es sah so aus, als suchte er nach den passenden Worten, die er schließlich auch fand. »Mir kommt es mittlerweile so vor, als würde der Fall Kreise ziehen«, erklärte er, »denn wir haben Besuch bekommen.«

»Wer ist es?« fragte Bill.

Die Antwort überraschte drei Menschen schockartig. »Ein gewisser Abbé Bloch…«

***

Das Buch der grausamen Träume!

Durfte es denn wahr sein? War es eine Täuschung? Wollte man mich hier narren?

Jahrelang hatte ich vergeblich versucht, das Buch zu finden. Dort war praktisch mein Schicksal zu lesen, denn aus den letzten Seiten des Buchs war auch der silberne Bumerang entstanden, mit dem ich so viele Gegner erledigt hatte.

Obwohl ich aufgeregt war, dachte ich zurück, und mir fielen zuerst die Worte des Sehers ein, die er mir mitgeteilt hatte, als ich in meiner Wohnung auf dem Bett lag.

Da hatte er schon vom Buch der grausamen Träume gesprochen und von dem Schicksal, dem keiner entgehen kann. Er hatte zwar meinen Tod nicht direkt erwähnt, aber ich mußte dieser Tatsache Rechnung tragen. Als ich das Buch zum erstenmal sah, war mein Leben praktisch schicksalhaft gewendet worden.

Sollte das hier auch der Fall sein?

Meine Gedanken irrten weiter zurück. Die Erinnerung kam wie ein Film, der noch einmal abgespult wird, wieder.

Es war in Deutschland gewesen, im Harz, irgendwo an der Grenze zur ehemaligen DDR. In einem Berg hatte ich Hexen gejagt und war dann von ihnen gejagt worden. Sie hatten mich schließlich in einen Wirrwarr von Stollen und Gängen getrieben, bis ich den Altar gesehen hatte, auf dem ein gläserner Würfel stand, unter dem das Buch der grausamen Träume lag.

Das Buch war aufgeschlagen gewesen. Es hatte einen schwarzvioletten Einband, die Seiten waren mir damals spröde und vergilbt vorgekommen. Sie bestanden auch nicht aus Papier, sondern aus Dämonenhaut. Der Dämon war abtrünnig geworden, und die Beschriftung der einzelnen Seiten mußte mit Dämönenblut durchgeführt worden sein. Das Buch hatte dort zwar gestanden, aber es war mir nicht gelungen, es in die Hand zu nehmen, weil ein anderer eingegriffen hatte.

Der Seher!

Dieses uralte Gesicht, die weisen Augen, in denen sich das Wissen der Zeiten vereinigte, konnte ich einfach nicht vergessen. Und der Seher hatte mir damals ein wenig Aufklärung über mein eigenes Schicksal gegeben, das im Buch der grausamen Träume vorgezeichnet war.

Ich war der Sohn des Lichts und irgendwie mit diesem Buch schicksalhaft verbunden. Aber sein Inhalt drehte sich nicht um mich. Dort war auch beschrieben worden, wie der Schwarze Tod zu vernichten war.

Zudem wurden darin Geheimnisse der Hölle offenbart. Um das Buch waren blutige Kriege geführt worden, bis es schließlich dem Seher gelang, es an sich zu nehmen. Und er gab es nicht her. Er wollte nicht, daß es in die Hand von Menschen geriet, die damit nur Unheil

angerichtet hätten, denn die Menschheit war für eine derartige Lektüre einfach nicht reif genug. Selbst mir war es nicht vergönnt gewesen, in diesem Buch zu lesen. Wenn jemand all die Magie falsch einsetzte, war das Gleichgewicht der Kräfte gestört, und das durfte nicht sein. Aber die letzten zehn Seiten des Buches hatte ich gelesen. Da hatte ich erfahren, wie der Schwarze Tod vernichtet werden konnte. Und ich hatte nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt. Ich, der Sohn des Lichts, von dem ebenfalls auf den letzten Seiten immer öfter die Rede gewesen war.

Nun fehlten sie, aber ich hatte dafür meinen Bumerang bekommen.

Sollte das Buch nun weitere Geheimnisse offenbaren? Hier in dieser alten Komturei, die einmal den Templern gehört hatte? Und was hatten sie überhaupt damit zu tun?

Mir selbst konnte ich die Antwort nicht geben, ich mußte abwarten, was weiterhin geschah, ob die Worte des Sehers, die er mir vor zwei Tagen mitgeteilt hatte, eintrafen.

Das Buch und der Schwarze Tod flimmerten auf dem magischen Hologramm. Manchmal blendete mich auch die blanke Sensenklinge, so daß ich den Kopf drehen mußte, wenn ich überhaupt hinschauen wollte.

Das Buch war zwar geöffnet, dennoch konnte ich keinen Blick hineinwerfen, weil es mit dem Rücken nach oben schwebte.

Aber es ging weiter.

Das magische Hologramm veränderte sich in seiner Tiefe. Dort erschien abermals ein Bild.

So etwas wie eine Straße erschien. Ein hellgrauer Schatten, der sich unter dem Buch und auch dem Schwarzen Tod befand. Dahinter oder am Ende dieser ungewöhnlichen Schattenstraße schimmerte ein Rundbogentor, das weit offenstand.

Einladend offen… Und ein Heer kleiner, blitzender Sterne umgab die schaurige Szene.

War es wirklich der Schwarze Tod, den ich sah? Wenn ja, in welch einer Zeitepoche zeigte er sich?

Ich hatte keine Ahnung, fühlte mich wie ein Schüler, der auf den Lehrer wartete, um endlich die Lösung der Aufgabe zu erfahren. Leise Schritte klangen hinter mir auf, dann stand Arlette neben mir.

»Es ist so kalt!« hauchte sie. »Ich will hier weg. Ich habe Angst.«

»Geh schon vor.«

»Und du?«

»Ich warte hier auf dich. Mir fehlen meine anderen Waffen. Hast du sie mir abgenommen?«

»Ja.«

»Wo sind sie?«

»Draußen.«

»Bitte, du mußt sie holen, Arlette! Ich brauche sie. Vor allen Dingen den Bumerang.«

Arlette ging noch nicht. Sie schaute sich vorsichtig um, als hätte sie Angst davor, beobachtet zu werden. Dann aber nickte sie und setzte sich in Bewegung.

Ängstlich wirkte sie dabei. Kein Wunder. Wer erlebte schon Dinge wie sie? Das Mädchen war praktisch ohne sein Zutun in Ereignisse hineingezogen worden, die an den Grundfesten der Welt und des Daseins rüttelten.

Für Arlette war es schwer, den Saal zu verlassen. Als sie ging, blickte sie noch einmal zurück.

Jetzt, aus der Entfernung gesehen, kam ihr die Wand noch größer vor.

Und der Mann, der gegen die Wand schaute, wirkte im Verhältnis dazu wie ein Zwerg.

Daran konnte Arlette nicht glauben. Wer so reagierte wie dieser Fremde, mußte etwas Besonderes sein.

Der Tod mit der Sense, die funkelnden Sterne, das seltsame Buch, all das schien ihn nicht zu schocken, eher zu bestätigen, und er wollte sogar dagegen angehen.

Mit seinen Waffen, die Arlette ihm auf Geheiß des Teufels abgenommen hatte. Sie konnte sich an nichts erinnern. Arlette verließ den Saal der alten Komturei und trat hinaus ins Freie, wo sie sich um keinen Deut wohler fühlte. Denn sie hatte das Gefühl, in eine noch schrecklichere Welt zu treten. Über ihr lagen dicke Wolken. Obwohl es Tag war, kam sie sich vor wie am Abend, denn die Wolken ließen keinen Sonnenstrahl mehr hindurch. Sie hatten sich zu einer dichten Mauer zusammengeschoben und wurden vom Wind bewegt, wobei sie nicht weitertrieben und über der Komturei blieben. Manchmal zuckte ein Wetterleuchten auf, das die Wolkenränder fahlgelb erscheinen ließ.

Arlette fürchtete sich. Die Mauern der alten Gebäude zu beiden Seiten und über ihr der Wolkenberg ließen die Umgebung aussehen wir ein graues Gefängnis. Zudem wehte ihr der Wind entgegen. Er war warm, trotzdem paßte er nicht zu diesem heißen Tag, denn er brachte noch einen anderen Gestank mit. Das konnte eine Mischung aus Schwefeldampf und verbrannter Haut sein.

Arlette holte tief Luft. Sie trank diesen Wind, spürte den Geruch auch als Geschmack auf ihrer Zunge, so daß ein Gefühl der Übelkeit in ihr hochstieg.

Für einen Moment kam ihr auch der Gedanke, einfach wegzulaufen.

Jetzt hatte sie die Chance, den Weg kannte sie, aber konnte sie den Mann allein lassen?

Sie wußte nicht, was zuvor geschehen war, jedenfalls ging es ihr

gegen den Strich, ihn im Stich zu lassen; Aus diesem Grunde entschloß sie sich, den Auftrag auszuführen.

Er hatte von Waffen gesprochen, die hier draußen irgendwo liegen mußten.

Aber wo steckten sie?

Arlette spürte das andere, das zwischen den Mauern lauerte wie ein unsichtbares Raubtier und sie stets unter Beobachtung hielt. Da mußten Augen sein, obwohl sie diese nicht entdecken konnte. Irgendwo hielten sich die Bösen versteckt. Es gab genügend davon. Sie konnten hinter den Mauern der alten Bauten lauern, vielleicht an den viereckigen Fensterhöhlen, die so schwarz und dunkel schimmerten.

Oder auch in den Nischen oder hinter eingestürzten Brandmauern. Alles war möglich.

Auf dem Boden wuchs Gras. Darunter befanden sich die alten Steine.

Niemand hatte das Gras gemäht, so hatte es wachsen können, und seine Halme bewegten sich im Wind.

Manchmal zitterten sie an den Spitzen wie Haare, dann wiederum beugten sie sich dem Boden entgegen oder wurden plattgedrückt, wenn Arlette darüber hinwegschritt.

Diese kleine Straße war nicht sehr lang. Nur kam sie ihr so vor, weil sie etwas suchte, von dem sie nicht wußte, wo sie es hingeworfen hatte.

Irgendwo mußte es liegen.

Ein Bumerang, eine Pistole, ein Messer…

Dinge, mit denen sie vorher nichts zu tun gehabt hatte. Vor denen sie sich im Prinzip fürchtete, die sie aber jetzt haben mußte, um den Kampf gegen Mächte zu gewinnen, die nicht in ihr Weltbild paßten.

Und so begab sie sich auf die Suche. Aus der Ferne hörte sie hin und wieder ein dumpfes Wummern. Das Gewitter hatte sich noch immer nicht verzogen. Daß es noch über diesem Gebiet lag, wirkte wie ein böses Zeichen auf Arlette.

Es fiel ihr nicht leicht, die Blicke über den Boden gleiten zu lassen. Die anderen Dinge waren viel interessanter, wenn auch gefährlicher für sie.

Das unheimlich wirkende Mauerwerk, die höhlenartigen Eingänge der Häuser und Stallungen, die Geräusche, die sie nicht zu deuten wußte.

Manchmal waren sie leise, dann wiederum lauter, als würde jemand in ihrer Nähe herschleichen.

Einmal drehte sie sich zu hastig um, wäre fast gefallen, fing sich jedoch und ging einen Schritt nach vorn, um genau in dem Augenblick mit der Fußspitze gegen einen im hohen Gras versteckt liegenden Gegenstand zu stoßen.

Sie bückte sich nicht, senkte nur den Kopf - und erkannte die erste

Waffe.

Es war der Dolch, von dem Sinclair gesprochen hatte. Arlette hatte eine derartige Waffe noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen. Sie schien aus purem Silber zu bestehen, zumindest aus einer Legierung, in der das Edelmetall Silber vorherrschte. Deshalb zögerte sie auch, sich zu bücken und die Waffe an sich zu nehmen.

Auch auf ihr sah sie ungewöhnliche Zeichen, mit denen sie nichts anfangen konnte. Aber John Sinclair hatte ihr den Auftrag gegeben, die Waffen zurückzubringen, und sie wollte nicht kneifen.

Als Arlette sich bückte, geschah dies sehr langsam, und es wirkte so, als hätte sie sich selbst überwinden müssen. In einer steifen Haltung blieb sie hocken. Ein Windstoß erfaßte jetzt ihr dunkles Haar und wühlte es hoch.

Gleichzeitig griff sie zu.

Die Finger der rechten Hand umklammerten den Dolchgriff, und Arlette wunderte sich darüber, wie warm das Metall war. Es gab keinen Temperaturunterschied zu ihrer Haut, aber sie spürte auch ein anderes Gefühl, das sie schon vergessen zu haben glaubte.

Es war das Gefühl der sich lösenden Spannung. Eine innere Ruhe überkam sie, und die Ruhe bewirkte einzig und allein die Waffe.

Arlette blieb hocken, weil der Dolch sie faszinierte. Sie bezeichnete ihn selbst als kostbar, aber er war noch etwas anderes. Eine Botschaft, die ihre Angst unterdrückte und Mut machte.

Diesen Mut brauchte sie auch, denn sie hatte trotz ihrer innerlichen Versunkenheit das Geräusch vernommen.

Schnelle, leise, tappende Schritte, die in ihrem Rücken aufgeklungen waren.

In der gebückten Haltung drehte sich Arlette. Mit der freien Hand stützte sie sich ab, sonst wäre sie gefallen. So aber blieb sie hocken und befand sich fast in gleicher Höhe wie die Hyäne mit den glühenden Augen, die auf sie zustürmte…

***

Im Lift sprach keiner der vier nach oben fahrenden Personen ein Wort.

Aber in ihren Gesichtern stand die Anstrengung zu lesen und auch die erwartungsgeladene Spannung.

Irgendeinen Grund mußte der Abbé gehabt haben, daß er sie jetzt gerade besuchte.

Und der hing sicherlich mit John Sinclair zusammen. Der Geisterjäger hatte sich auf der Spur der Templer befunden, und Templer waren es, die Abbé Bloch anführte.

Konnte er John helfen? Glenda Perkins hatte sich um den Mann gekümmert und ihn in Sir James Powells Büro geführt. Die

dunkelhaarige Sekretärin hatte dem Mann sogar eine Tasse Kaffee aufgebrüht, den er in kleinen Schlucken trank, ansonsten aber kein Gespräch begann, so daß sich Glenda ziemlich unwohl fühlte und froh war, als die drei Männer mit Jane Collins bei ihr erschienen. Sofort erhob sie sich.

»Sir, das ist Abbé Bloch, der Sie unbedingt sprechen möchte.«

»Danke, Glenda.«

»Brauchen Sie mich noch?«

»Im Moment nicht, aber wenn Sie so nett wären und uns Kaffee bringen würden?«

»Natürlich, gern. Du nimmst Tee, Suko?«

»Nein, auch Kaffee.«

»Okay.«

Abbé Bloch hatte sich erhoben. Altersmäßig war er schwer einzustufen.

Er mußte die Fünfzig schon erreicht haben. Der Mann machte einen distinguierten Eindruck. Ein wenig vornehm wie ein alter französischer Adeliger. Sein silbergraues Haar war sorgfältig und in leichten Wellen nach hinten gekämmt. Das Gesicht zeigte einen klaren, offenen Ausdruck, und der Blick seiner Augen war nachdenklich und forschend zugleich.

Er trug einen grauen, schlicht wirkenden Anzug, darunter ein Hemd, aber keine Krawatte. Die Hände hielt er leicht gekrümmt, so daß die Fingerspitzen fast die Ballen berührten.

»Sie sind Abbé Bloch?« fragte Sir James.

»Ja.«

»Dann darf ich Sie mit den anderen und auch mich bekannt machen.«

Sir James stellte Jane, Suko und Bill vor. Der Abbé lächelte, als er ihnen die Hand reichte. Auf den Gesichtern der vorgestellten Personen ruhte sein Blick für einen Moment, und die Lippen wurden von einem Lächeln in die Breite gezogen.

»Ich freue mich«, sagte er. »Ich freue mich wirklich, Sie endlich kennenzulernen.«

»Dann hat John Sinclair von uns erzählt?« fragte Bill.

»Das blieb wohl nicht aus, Mr. Conolly.«

Glenda hatte für Sitzgelegenheiten gesorgt, und Sir James bat, doch Platz zu nehmen.

Sie bildeten einen Halbkreis, der nur von Sir James unterbrochen wurde, weil sich dieser auf seinen Platz hinter dem Schreibtisch niedergelassen hatte.

Abbé Bloch schaute sich um. Er strahlte Ruhe und Überlegenheit aus.

Glenda erschien mit einem Tablett, auf dem die Kaffeetassen standen.

Über den runden Rändern der Tassen schwebte ein dünner Dampfstreifen. »Danke, Glenda, wir bedienen uns selbst«, sagte Sir

James, als die Sekretärin das Tablett abstellte.
»Wenn Sie noch irgendwelche Wünsche haben, Sir…«
»Melden wir uns.«
Glenda Perkins ging wieder, während Jane sich erhob und die Tassen verteilte. Erst als alle einen Schluck getrunken hatten, kam Abbé Bloch zur Sache.
Er hatte sich zurückgelehnt und die Hände aufeinander gelegt. Seine Fingerspitzen zitterten nicht. Äußerlich war er die Ruhe selbst. »Sie werden sich bestimmt gewundert haben, weshalb ich Sie hier so plötzlich besuche, aber das hat seinen Grund, wie Sie sich vorstellen können. Es geht um John Sinclair.«
»Den echten oder den toten?« fragte Sir James leise.
Der Abbé hob mit einer ruckartigen Bewegung den Kopf. »Wie meinen Sie das?«
»Sie sind nicht informiert?«
»Nein.«
»Dann will ich Ihnen die Tatsachen darlegen, so wie sie sich uns darstellen.«
Sir James räusperte sich und begann mit seinem Bericht. Er vertraute dem Abbé, deshalb sparte er auch nicht mit Details, die der Mann aus Frankreich sehr wohl zur Kenntnis nahm. Auf seinem Gesicht zeigte sich ein verwunderter Ausdruck, denn von Johns Tod hatte er noch nichts gehört.
»Und Sie haben einen Mann namens Logan Costello in Verdacht?« erkundigte er sich.
»Ja.«
»Was hat die Mafia mit John Sinclair zu tun?«
»Eigentlich nichts, aber Costello arbeitet mit dem Teufel zusammen. Da haben wir die Verbindung.«
Der Abbé nickte. »So habe ich es mir auch vorgestellt. Der Teufel.« Er lachte auf und schüttelte auch gleichzeitig den Kopf. »Wahrscheinlich gibt es auch Parallelen zu der Sache, deretwegen ich gekommen bin. Meine Freunde und ich haben Anzeichen dafür, daß sich John Sinclair zu einem bestimmten Punkt begeben hat, der sehr gefährlich für ihn werden kann. Es ist die alte Templer-Komturei in Belgien, nahe der Stadt Arlon. Ein Rest aus dem Mittelalter, aber eine gefährliche Stätte, denn man kann sie als den Geburtsort der Baphomet-Templer bezeichnen. Da wurde diese Sekte offiziell gegründet. Die auf den Kreuzzügen abtrünnig gewordenen Templer trafen sich dort. Hinzu kamen einige Versprengte, und sie gründeten dort ihren neuen Orden, denn an dieser Stelle genau hat sich ihnen die Hölle offenbart.«
»Wie geschah das?« fragte Bill. »Es gibt ein sogenanntes Orakel der Templer, mit dem die Schwarze Magie ihre Diener bei der Stange halten wollte. In einem Saal der Komturei hat das Böse sein Zeichen

hinterlassen. Jeder, der zu Baphomets Dienern gehörte, durfte einen Blick in das Orakel werfen. Es zeigte Bilder, Abgründe, Tod und Vernichtung. Die Horror-Reiter, die Sie ja ebenfalls kennen, sind durch dieses Orakel in die Welt gekommen, und es wären auch noch mehr Dämonen erschienen, wenn nicht ein Mann dieses Orakel geschlossen hätte. Das war Jahrhunderte später. In der Zwischenzeit ist schon zu viel an Grauen über die Welt gekommen, aber das Orakel wurde geschlossen. Jemand nahm ihm die voraussagende Kraft und schüttete es praktisch zu.« Der Reihe nach schaute Abbé Bloch die Anwesenden an. »Ahnen Sie, wen ich meine?«

Drei schüttelten den Kopf, nur Suko nickte. »Ich kann es mir vorstellen. Es war Hector de Valois!«

»Genau der. Und er besaß damals das Kreuz, das jetzt euer Freund, der Sohn des Lichts, hat. Mit diesem Kreuz gelang es ihm, das Orakel zu verschließen. Und es war gut so.«

»Hat es lange gehalten?« fragte Jane.

»Bis vor kurzem.«

»Was geschah dann?« wollte Bill wissen.

»Wir erhielten einen Hinweis, daß das Orakel wieder tätig ist. Wie Sie vielleicht wissen, hält sich unsere kleine Gruppe in Frankreich auf, denn dort sind die Urspuren der Templer zu suchen. Da liegt auch unser mächtiger Führer aus der Vergangenheit begraben. Als silbernes Skelett. In Alet-les-Bains, einem kleinen Gebirgsort, wo auch die Kathedrale noch in Resten steht. Aber das wissen Sie. Nun erreichte uns aus dem Sarg, in dem das Skelett liegt, die Botschaft. Auf telepathischem Wege wurde uns mitgeteilt, daß die Wand wieder arbeiten würde. Das Orakel hat sich also offenbart.«

»Was kann passieren?« fragte Suko. »Und wer hat es überhaupt öffnen können?«

»Der Reihe nach, bitte«, erwiderte Abbé Bloch. »Passieren kann viel. Das Orakel zeigt einen Blick in vergangene Zeiten. Man sieht dort die Dämonen, die einmal geherrscht haben. Die können heute längst vernichtet worden sein, aber damals waren sie noch existent. Und es gibt ebenfalls welche, die auch heute noch leben und durch das Orakel in die Vergangenheit eintauchen können. Ich denke da an die Horror-Reiter. Es bedeutet also eine Gefahr, und man kann es als ein schwarzmagisches Heiligtum der abtrünnigen Templer bezeichnen, denn erst durch seine Existenz sind sie vollends davon überzeugt worden, sich auf die Seite Baphomets zu schlagen.«

»Und wer hat es jetzt geöffnet?« Suko wollte die zweite Frage beantwortet wissen.

Der Abbé hob die Schultern. »Ich möchte zunächst indirekt antworten und etwas weiter ausholen. Man kann durch das Orakel in die Vergangenheit schauen, und zwar sehr tief hinein. Man sieht

Dinge, die normalerweise verschlossen bleiben. Durch Hector de Valois' damaligen Einsatz hat er auch Dinge in das magische Orakel hineingeholt, die als verschollen galten. Er hatte damals etwas Bestimmtes gewollt, um alles zu retten, das ist ihm aber nicht gelungen. So bekam er es nur zu Gesicht. Es ist oder war das Buch der grausamen Träume…«

***

Die anderen waren sprachlos.

Bill konnte nicht ruhig sitzen bleiben. Er strich über seine Stirn, wo der kalte Schweiß lag. Dann schüttelte der Reporter den Kopf. »Habe ich richtig gehört? Das Buch der grausamen Träume?«

»Ja.«

»Aber was hatte Hector de Valois damit zu tun, frage ich Sie, Abbé?«

»Trug er nicht auch das Kreuz? War er nicht auch ein Sohn des Lichts? Er kannte das Buch, er wußte von seiner Existenz, und er wollte, das wissen wir heute, eine Spur finden, die zum Dunklen Gral führt und damit zur Basis der Menschheit.«

»Über das Buch der grausamen Träume?«

»Davon müssen wir heute ausgehen.«

»Hat er es geschafft?« fragte Suko. »Ich weiß es nicht. Keiner weiß es. Es gibt keinen Hector de Valois mehr. Er ist gestorben, aber er wurde in John Sinclair wiedergeboren. Vielleicht besitzt der Geisterjäger auch Hector de Valois' Wissen, ohne etwas davon zu ahnen. Mit diesem Wissen kämen wir weiter. Und wahrscheinlich weiß dies sogar der Teufel. Deshalb wollte er Sinclair umbringen. Zweimal wollte er ihn sterben lassen. Einmal für euch und zum anderen an dem Ort, an dem die Schwarze Magie konzentriert ist. Wäre ihm das alles gelungen, hätte das Orakel niemand mehr schließen können.«

»Und wer hat es geöffnet?« rief Suko. »Wir wissen es noch immer nicht.«

Abbé Bloch blieb ruhig. »Wissen Sie es noch immer nicht? John Sinclair hat es durch sein Kreuz geöffnet. Er wurde nach Belgien gelockt. Der Geisterjäger selbst gab dieser alten Komturei die große Magie zurück. Ein offenes Orakel«, zählte der Abbé auf, »ein toter John Sinclair. Das wäre für die Hölle die ideale Lösung gewesen. Asmodis wollte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.«

Pustend atmete Bill aus. »Der eine Schlag ist ja wohl danebengegangen. Man hat uns eine falsche Leiche untergeschoben, aber das läßt sich leicht verkraften, wenn alles vorbei ist. Bleibt nur noch die zweite Möglichkeit, von der Sie gesprochen haben. Wie sieht es aus? Hat John Sinclair noch eine Chance?«

»Ich kann es nicht sagen. Ich habe bisher nur von diesem Orakel gehört, aber nie davorgestanden.«

»Dann müßten wir hin!« sagte Bill.
»Dafür wäre ich auch.« Sir James erhob sich. Er stützte eine Hand auf die Kante der Schreibtischplatte.
»Vielleicht ist es möglich, noch eine andere Waffe dagegenzusetzen. Wir hatten durch den Würfel des Heils oder des Unheils Kontakt bekommen. Zwar nicht mit John, aber innerhalb des Würfels hat sich das Gesicht de Valois' abgezeichnet. Wie reimt sich das zusammen, Abbé?«
»Der Würfel schlug eben die Brücke zum Kreuz.«
»So einfach ist das?« fragte Sir James.
»Ja. Manchmal sind die komplizierten Zusammenhänge eben sehr simpel. Ich hoffe, daß ich Sie habe aufrütteln können. Deshalb möchte ich keine langen Erklärungen mehr abgeben oder Fragen stellen. Wir müssen so rasch wie möglich nach Belgien.«
»Am besten wäre eine Zeitreise«, schlug Bill Conolly vor.
»Diese Chance ist uns leider genommen«, erwiderte Suko. »Myxin und Kara sind so gut wie außer Gefecht gesetzt.«
»Wie machen wir es dann?«
»Auf dem normalen Weg«, erklärte Sir James. »Belgien ist Mitglied der NATO. Ich werde meine Verbindungen spielen lassen. Per Kampfjet und Hubschrauber. Oder hat einer von Ihnen einen besseren Vorschlag?«
Den hatte keiner. Sie mußten die Erklärungen des Abbés zunächst verdauen. »Ich hätte nicht gedacht, daß der Teufel einen so großen Bogen schlagen würde, um John zu töten«, sagte Bill. »Aber er wollte mal wieder schlauer sein als wir.«
»Das wäre ihm fast gelungen«, sagte Jane Collins und wurde im nachhinein noch bleich.
Danach schwiegen sie, denn sie wollten Sir James bei seinem Telefonat nicht stören.
Er rief insgesamt viermal an. Erst nach dem letzten Anruf rückte er mit seiner Nachricht heraus. »Es wird gelingen. Die Airforce stellt einen Jäger bereit. Nur wird es eine Schwierigkeit geben. Neben dem Piloten ist nur Platz für eine Person. Sie können sich aussuchen, wer mitfliegen will.« Sir James schaute auf seine Uhr. »Bitte entscheiden Sie sich sehr schnell.«
Bill Conolly ballte vor Wut eine Hand. »So etwas Ähnliches habe ich mir schon gedacht!« schimpfte er.
Sir James hob die Schultern. »Es geht nun mal nicht anders.«
»Wollen Sie fliegen, Abbé?« fragte Suko.
Der Mann aus Frankreich lächelte. »Im Prinzip sehr gern. Es sollte aber derjenige nach Belgien eilen, der John Sinclair am besten zur Seite stehen kann. Das wären meine Leute und ich gewesen, aber…« Er hob die Schultern. »Unsere Gruppe ist einfach zu groß.«

»Wir könnten ja noch einen Jet mieten«, schlug Bill vor.
»Das dauert zu lange«, sprach Sir James dagegen.
»Ich bin für Sie, Suko«, sagte der Abbé.
Der Inspektor überlegte einen Augenblick. Jeder rechnete damit, daß er zustimmen würde, doch er schüttelte den Kopf. »Nein, Abbé, ich werde verzichten. Sie haben sich die Mühe gemacht. Sie haben geforscht, und Sie sind der Führer einer Gruppe, die sich gegen die Magie der abtrünnigen Templer stellt. Deshalb bin ich der Ansicht, daß Sie den Piloten begleiten sollten.«
Abbé Bloch war überrascht und gerührt zugleich. Er konnte kaum sprechen, weil ihm ein Kloß in der Kehle saß.
Sir James dachte praktischer. »Ein Hubschrauber wird sie vom Flughafen zum Ziel bringen. Die Koordination läuft im Moment.«
Bloch stand auf und strich über seine Jackettschöße. »Ich weiß diese Ehre zu schätzen«, sagte er mit leiser Stimme. »Und ich hoffe, daß ich Sie nicht enttäuschen werde.«
»Noch eine Kleinigkeit wäre da zu regeln«, sagte Suko, als er sich ebenfalls erhob. »Ich möchte Ihnen etwas mitgeben. Verwahren Sie es gut. Hüten Sie es.«
Der Inspektor griff unter sein Jackett und holte die beiden bestimmten Dinge hervor.
Es waren seine Waffen.
Beretta und Dämonenpeitsche!

***

Arlette sah die gefährliche Bestie auf sich zukommen. Die Hyäne hatte den Rachen weit aufgerissen. In ihren roten Augen stand das tödliche Funkeln. Sie wollte morden, und sie würde keinerlei Rücksicht kennen.
Noch hetzte sie heran, sprang nicht. Ihre Läufe peitschten durch das hochwachsende Gras, der Atem fauchte aus dem weit geöffneten Maul, die Zunge peitschte wie ein Stück Leder, das Hecheln klang gefährlich in den Ohren des Mädchens, und es wurde zudem von einem bösartigen Knurren begleitet.
Aber sie hatte den Dolch! Und das zählte. Mit bloßen Händen hätte sie keine Chance gegen das Tier gehabt, aber mit der Waffe konnte sie vielleicht ihr Leben verteidigen.
Arlette hatte noch nie zuvor in ihrem Leben eine Situation wie diese erleben müssen. Wenn sie jetzt nicht besonnen und klug handelte, war sie verloren.
Und sie wuchs über sich selbst hinaus.
Daß sie den Mund aufriß und laut schrie, als sie in die Höhe schnellte, tat ihr gut und spornte sie an. Wie ein Irrwisch kam sie aus dem Gras hoch, genau in dem Augenblick, als sich die teuflische

Hyäne abstieß, um sie mit ihrem Gewicht in den Boden zu rammen.
Arlette wich nicht aus, dazu fand sie einfach nicht die Zeit. Aber sie tat irgendwie genau das Richtige, indem sie sich der Hyäne entgegenwarf.
Den rechten Arm hielt sie dabei vorgestreckt. Aus ihrer Hand ragte die lange Dolchklinge. Und die traf.
Sie glitt unterhalb des Kopfes in die breite Brust der Hyäne. Das Tier wuchtete sich zwar noch gegen Arlette, schleuderte sie auch zu Boden, aber es kam nicht mehr dazu, seine Fangzähne in das Fleisch zu schlagen.
Bis zum Heft steckte das Messer in der Wunde. Das Tier selbst überschlug sich, es stieß dabei röchelnde und hysterisch klingende Laute aus, während stoßweise die Dampfwolken aus dem noch geöffeten Maul hervorquollen.
Auf der Seite blieb es liegen. Ebenso wie Arlette, die fürchterliche Sekunden durchstand und dabei glaubte, tot zu sein. Bis sie den langgezogenen Schrei hörte und feststellte, daß sie es war, die geschrien hatte.
Erst als der Schrei abbrach, fand sie wieder zu sich. Arlette lag auf dem Rucken. Der Wind streichelte die Halme. Arlette hatte keinen Blick dafür.
Sie stand noch immer unter dem Eindruck des eben Erlebten, und das war furchtbar.
Getötet hatte sie.
Zum erstenmal in ihrem Leben. Mit einem Messer, dessen Klinge im Körper eines angreifenden Tieres verschwand.
Einer Hyäne, die vom Teufel geleitet sein mußte und Arlette angegriffen hatte. Angegriffen!
Dieser Begriff hallte durch ihren Kopf und er trieb sie auch wieder in die Höhe. Sie konnte sich kaum auf den Beinen halten, deshalb kniete sie sich hin und drehte ihren Kopf nach links, wo die Hyäne liegen mußte.
Sie suchte den Kadaver, sie suchte das Blut, das aus dem Körper hätte hervorströmen müssen, aber sie sah nur einen blinkenden Gegenstand.
Es war Johns Dolch, mit dem sie ihr Leben verteidigt hatte. Er lag im Gras, als wäre er noch nie benutzt worden. Arlette ließ ein rauhes Lachen hören, und sie schüttelte den Kopf. Das konnte doch nicht währ sein. Wo steckte dieser verfluchte Hyänenkörper?
War die Bestie doch nicht tot? Hatte sie es vielleicht geschafft, sich wegzuschleppen? Unmöglich mit dieser Wunde.
Arlette war so durcheinander, daß es heiß und kalt über ihren Rücken rann.
Noch immer kniete sie. Erst nach einer Weile, als das dumpfe Gefühl aus ihrem Kopf verschwunden war, überwand sie sich selbst und

kroch dorthin, wo der Dolch lag.

Sie mußte sich anstrengen und dabei ihren inneren Schweinehund überwinden. Am liebsten hätte sie sich wieder ins Gras zurücksinken lassen, so aber bewegte sie sich weiter und spürte dabei das alte Pflaster unter ihren Knien.

Neben dem Dolch stoppte sie. Für einen Moment verschwamm die Umgebung vor ihren Augen. Sie hatte den Eindruck, auf einer grünen Welle zu sitzen, die dicht vor ihr zu einem großen, grauen Teppich ausfaserte. Ohne es eigentlich genau zu steuern, streckte sie den Arm aus und wühlte mit der Hand genau an der Stelle nach, wo sich der Teppich befand. Etwas schabte zwischen ihren Fingern. Als sie das Zeug in die Höhe schleuderte und die Hand spreizte, rieselte es als grauer Schleier nach unten. Asche…

Arlette schüttelte den Kopf, drückte ihren Körper hoch, bog den Rücken durch, hielt das schweißnasse Gesicht gegen den Wind und stellte sich die Frage, wo die Asche herkam.

Erst allmählich fand sie so etwas wie eine Lösung. Das mußte die Bestie gewesen sein. Ja, ihre Reste lagen auf dem Gras. Sie hatte sich, nachdem sie von der Klinge getroffen worden war, aufgelöst. Für einen Moment schloß Arlette die Augen. Dafür öffnete sie den Mund. Ein krächzendes Lachen drang hervor, das sich steigerte und schließlich als irres Gelächter gegen die dunklen Wolken des Gewitterhimmels stieg.

Sie mußte einfach lachen. Es gehörte zu ihrer Erlösung, die sie durchströmte.

Einen hatte sie besiegt, aber drei andere konnten noch irgendwo in der Nähe lauern.

Diese Gewißheit traf Arlette wie ein kalter Wasserguß. Plötzlich verspürte sie wieder diese Angst und kam sich vor wie die Gefangene einer anderen Macht.

Sie saß zwar hier zwischen den Ruinen, aber da mußte etwas lauern, das alles kontrollierte, auch sie.

Arlette stand auf.

Eine schlanke, einsame Frauengestalt schob sich korkenzieherförmig in die Höhe, stemmte sich gegen den Wind und stand wie verloren in der klaren, dennoch dunklen Luft.

Sie hätte am liebsten geheult, so verloren fühlte sie sich, aber sie riß sich zusammen und dachte an den Auftrag, den ihr John Sinclair erteilt hatte.

Waffen sollte sie suchen.

Den Dolch besaß sie jetzt. Es fehlten die Beretta und auch der Bumerang. Sie mußten irgendwo hier liegen, doch auch die Hyänen konnten in der Nähe lauern.

Arlette schaute sich vorsichtig um, ehe sie sich daran begab, die

beiden anderen Waffen zu suchen. Die dunklen Hauswände kamen ihr unheimlich vor. Sie sah dort keine Bewegung, aber sie hatte das Gefühl, beobachtet zu werden.
John Sinclair war in dem größten noch erhaltenen Haus verschwunden.
Die dicken Mauern dämpften jedes Geräusch. Über ihr hinweg trieben dicke Gewitterwolken, aber es donnerte und blitzte nicht mehr. Es fiel auch kein Regen, selbst der Wind hatte nachgelassen, so daß Arlette ihre eigenen Schritte hörte, als ihre Füße durch das Gras schleiften. Ihr Gesicht zeigte einen angespannten, konzentrierten Ausdruck, und in der rechten Hand hielt sie den Dolch. Fest umklammerten die Finger den Griff. Noch hatte sie sich auf die Waffe verlassen können, aber was war, wenn die restlichen drei Hyänen zur selben Zeit angriffen?
Daran wollte sie nicht denken, und doch drehten sich ihre Gedanken immer wieder um diese Tatsache.
Bis sie plötzlich stolperte. Es war ein harter Gegenstand, gegen den ihre Fußspitze stieß. Durch den Druck wurde der Gegenstand ein Stück nach vorn getrieben. Arlette dachte an einen Stein, bis sie die Pistole ergriff.
Über ihr Gesicht huschte ein erleichtertes Lächeln. So rasch wie möglich steckte sie die Waffe in den Rockbund.
Fehlte noch der Bumerang. Nach ihm brauchte sie ebenfalls nicht lange zu suchen. Sie fand die Waffe ein Stück entfernt im Gras liegend und faßte sie zunächst vorsichtig an, bevor sie den Bumerang in die Höhe hob und auf der Handfläche wog.
Arlette wunderte sich über die Schwere. Einen silbernen Bumerang hatte sie noch nie gesehen. Zudem wunderte sie sich über die Zeichen, die in das Silber eingraviert waren.
Sie hob die Schultern und dachte an Sinclairs Worte. Ihm war es besonders um diese Waffe gegangen, deshalb mußte sie eine außergewöhnliche Funktion erfüllen.
Arlette schluckte. Sie sah sich den Bumerang von beiden Seiten genau an.
»Geh nicht!«
Auf einmal war die Stimme da. Woher sie kam, wußte Arlette nicht. Sie drehte sich auf der Stelle, suchte den Sprecher und fragte leise: »Wer bist du?«
»Der Teufel!«

***

Wieviel Zeit vergangen war, konnte ich nicht sagen. Sekunden oder Minuten waren für mich bedeutungslos geworden, ich hoffte nur, daß Arlette mir früh genug meine Waffen zurückbringen würde. Mir kam

es dabei besonders auf den Bumerang an, denn er war aus den letzten Seiten des Buchs entstanden, das vor mir in dem magischen Hologramm schwebte.

Schon einmal hatte ich den Bumerang gegen den Schwarzen Tod geschleudert und ihn vernichtet. Das würde ich hier nicht mehr können, aber ich konnte mir vorstellen, daß es zwischen dem Buch der grausamen Träume und dem Bumerang eine Verbindung gab.

»Wir danken dir, John Sinclair!« dröhnte es mir aus der magischen Wand entgegen. »Wir danken dir von ganzem Herzen, falls wir so etwas überhaupt besitzen.«

Es waren zwei Stimmen, die ich vernahm, aber sie hörten sich an, als hätte nur einer gesprochen.

Noch konnte ich die Stimmen nicht auseinanderhalten, doch ich fragte sofort nach dem Grund. »Wofür wollt ihr euch bei mir bedanken?«

»Für dein Kommen.«

»Es war selbstverständlich«, erwiderte ich locker.

»Nein, überhaupt nicht. Du hättest dich auch zurückhalten können, aber die Falle war perfekt. Du hast so reagiert, wie wir es uns vorstellten. Wir hatten dich magisch gefesselt, du konntest dein Kreuz aktivieren, hast es auch getan und hast uns damit einen großen Gefallen getan, mein Lieber.«

»Ich verstehe das nicht.« Allmählich war mir ein Licht aufgegangen. Ich wußte jetzt, wer gesprochen hatte. Das war der Teufel! Allerdings nicht er allein, auch die andere Stimme klang dazwischen, und ich ging davon aus, daß es sich ebenfalls um einen alten Bekannten handelte, denn der Klang dieser zweiten Stimme lag mir noch im Ohr.

Es war Baphomet!

Er und der Satan hatten sich zusammengeschlossen und eine Union gegen mich gebildet, aber gleichzeitig bedankten sie sich dafür und zeigten sich nicht. Weshalb hielten sie sich zurück? Ohne es zu wollen, hatte ich mit meiner rechten Hand das Kreuz fest umklammert. Die Knöchel sprangen hervor, ich zitterte innerlich, der kalte Schweiß bedeckte mein Gesicht, aber ich wollte endlich wissen, weshalb ich ihnen einen Gefallen getan hatte.

»Was ist los?« rief ich gegen die Wand. »Aus welch einem Grund seid ihr mir auf eine gewisse Art und Weise dankbar?«

»Du hast die Wand geöffnet!«

»Ich?« Obwohl die Lage ziemlich ernst war, mußte ich lachen.

»Tut mir leid, das kann ich nicht glauben.«

»Es klingt auch unglaublich, aber die Formel, die dieses verfluchte Ding in deiner Hand aktiviert, hat es geschafft, daß sich das Orakel offenbart. Man kann es verschließen, man kann es öffnen, aber nur derjenige, der das Kreuz besitzt, ist dazu in der Lage.«

In meinem Kopf stieg das Blut. Ich stand plötzlich unter Dampf.
»Das nehme ich euch nicht ab. Nein, mein Kreuz stellt sich gegen die Schwarze Magie. Ich kann euch zerstören, ich…«
»Die Wand ist offen!«
»Und was bedeutet das?« Sie ließen sich Zeit mit der Antwort.
»Das Grauen hat jetzt wieder freie Bahn. All der Schrecken, der in dem Orakel lauert, ist nun in der Lage, sich zu befreien und sich auf die Menschen zu stürzen. Damit werden Alpträume wahr. Das Grauen fällt auf uns nieder wie ein gewaltiger Mantel, der Tod ist bereit, das Jenseits zu verlassen und über euch zu kommen. Siehst du nicht dieses unheimliche Skelett? Schau auf die Sense. Damit wird es morden und töten. Blut muß und wird fließen. Das Grauen ist nicht mehr zu stoppen, und du, Sinclair, bist zu einem Handlanger der Hölle geworden. Sogar das Buch der grausamen Träume, verschollen im Jenseits, hast du durch deinen Spruch hervorgeholt. In ihm sind die Regeln der Hölle festgelegt. Jeder, der das Jenseits verläßt, kann darin lesen, dank deines Einsatzes.«
Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Zuerst hatte ich es nicht glauben wollen und darüber gelacht. Je länger der Teufel und Baphomet jedoch darüber redeten, um so mehr schenkte ich ihnen Glauben. Das war verrückt, der reine Wahnsinn, aber es konnte, verdammt noch mal, stimmen.
»Öffnen und schließen«, sagte ich leise. »Dann will ich wissen, wer es geschlossen hat!«
»Rate, Sinclair!«
»Nein!«
»Es ist schon lange vor deiner Zeit geschlossen worden, aber es war ein Mann, der hier regieren wollte. Er hat sich die Komturei als Standort ausgesucht, denn er wollte das Böse in ihr vernichten, weil sich hier die Geburtsstätte der Baphomet-Templer befand. Hier haben sie sich gefunden, als sie von den Kreuzzügen zurückkamen, und nicht einmal Richard Löwenherz konnten sie stoppen. Hunderte von Jahren später versuchte es ein anderer, der ebenfalls das verfluchte Kreuz trug, so wie du es heute trägst…«
»Hector de Valois!« rief ich.
»Endlich hast du es begriffen. Ja, es war Hector de Valois. Ihm ist es gelungen, die Wand zu schließen. Sein Geist irrt auch noch durch diese Mauern. Hast du nicht erlebt, wie er sich auf deinem Kreuz zeigte? Du hast ihn angestarrt, du hast sein Gesicht gesehen, aber du hast ihn nicht verstanden.«
»Er sprach nicht zu mir.«
»Doch, er wollte dich warnen. Du hättest lieber sterben sollen, als dein Kreuz zu aktivieren. Es wäre dein bestes Opfer für die von dir so geliebte Menschheit gewesen. So aber hast du genau das Falsche und

das Richtige getan. Für uns war es das Richtige, denn das Tor ist endlich offen. Für dich aber war es das Falsche. Solltest du weiterleben, wirst du mit dem Druck fertig werden müssen. Aber daran glauben wir nicht. Du wirst dein Wissen mit in den Tod nehmen. Dir war versprochen worden, daß es dein letzter Fall ist. Dieses Versprechen halten wir nun ein, John Sinclair. Dein Tod wird aus dem Jenseits kommen.«

»Ist es das Skelett?«

»Ja.«

»Aber nicht der Schwarze Tod?«

»Doch, du kennst ihn ja.«

Ich lachte hart und kratzig gegen die magische Wand. »Moment, ich habe ihn damals vernichtet und…«

»Damals ist nicht heute. Was du hier siehst, ist die Vergangenheit. Das Dunkel des Alls umgibt die Gestalten, das Dunkel der Vergangenheit, das für dich zur Gegenwart wird. Auch das Buch der grausamen Träume siehst du. Es ist aufgeschlagen, und auf dieser Seite, die aufgeschlagen ist, ist dein Schicksal beschrieben.«

»Das ihr lesen könnt?«

»Vielleicht.«

Die letzte Antwort hatte mir etwas unsicher geklungen. Zudem wunderte ich mich darüber, daß sich Asmodis und auch Baphomet im Hintergrund hielten und sich nicht zeigten. Da lief irgend etwas krumm. Leider verstand ich nicht, was, und sie trafen auch keinerlei Anstalten, mir etwas darüber zu berichten. Deshalb fragte ich:

»Was ist denn überhaupt passiert? Weshalb zeigt ihr euch nicht selbst, so daß wir uns gegenüberstehen?«

»Es gibt eine Grenze.«

»Auch für dich, Asmodis?«

»Ja.«

»Wieso?«

»Das soll nicht dein Problem sein, Geisterjäger. Ich existiere nicht im Jenseits. Mein Platz ist das, was ihr Hölle nennt, verstanden? Beide sind unterschiedlich, das wollte ich dir noch gesagt haben. Und zum Schluß möchte ich mich bei dir bedanken. Schau hinein in die Schwärze, sieh die Gestalten, die dort auftauchen werden, und lasse auch das Buch nicht aus den Augen.«

Ich hatte mir die Worte des Teufels genau gemerkt und sah meine Chancen als nicht gering an. »Es gibt da eine Unstimmigkeit!« rief ich dem Höllenprinz entgegen. »Du hast vorhin davon gesprochen, daß dieses Tor oder diese Wand wieder geschlossen werden kann. Hector de Valois hat es vorgemacht. Ich werde sie ebenfalls wieder schließen.«

»Wenn du es schaffst.«

»Was sollte mich daran hindern?«
»Dein Wissen, Geisterjäger. Du bist in einer anderen Zeit geboren worden. Um dieses Tor zu schließen, muß man ein geheimes Wissen haben. Doch das hast du nicht. Vielleicht hättest du es irgendwann einmal erlangt, so aber bleibt es dir verborgen. Deshalb darfst du nicht nur einen Blick in das Jenseits werfen, du kannst auch selbst eintreten und wirst in der ewigen Schwärze untergehen. Versuche es, stelle dich den Problemen. Wir schauen gern zu, wie der Mann aus einer anderen Zeit mit den Kräften der Vergangenheit fertig wird. Du schaffst es nicht. Du bist nicht Hector de Valois, der verhindern wollte, daß die Baphomet-Templer geboren wurden.« Seine Lache klang rauh. »Na, willst du nicht reinkommen? Das Jenseits lockt, es wartet auf Helden.« Das letzte Wort hatte er spöttisch ausgesprochen. »Du wolltest doch ein Held sein, jetzt bist du feige!«
»Nein, das bin ich nicht, nur vorsichtig.«
»Also kommst du?«
»Noch nicht.«
»Auf was wartest du denn? Vielleicht auf Hilfe? Niemand ist da, der dir helfen kann, du bist auf dich allein gestellt, und das Mädchen draußen wird von meinen Dienern zerrissen werden, wenn man sie entdeckt. Also keine Chance für euch.«
Der Teufel hatte mich in eine Zwickmühle gebracht. Blieb ich vor dieser Wand stehen, tauchte ich hinein? Was war in diesem Fall richtig?
Und er hatte recht gehabt, daß ich mich nicht entscheiden konnte, denn ich spürte in meinem Innern ein bedrückendes Gefühl. Es war die reine Angst vor einer Entscheidung. In der letzten Zeit hatte ich sie öfter empfunden, ich brauchte einfach wieder einen großen Sieg. Allein das Verschließen dieses Tores hätte mich auf diesem Weg ein großes Stück weiterbringen können, aber ich wußte nicht, was richtig war. Und so wartete ich noch ab. In der Wand tat sich etwas. Für mich geschah dies weit im Hintergrund oder in der Tiefe. Da wurde es unruhig, als würde sich die Schwärze innerhalb einer kaum meßbaren Zeitspanne verändern und durch kreisende Wolken ersetzt.
In meinem Genick hatte sich ein kaltes Gefühl festgesetzt. Wie sollte ich mich entscheiden?
Schon des öfteren war ich durch Dimensionstore getreten und hatte haarsträubende Abenteuer erleben müssen. Doch hier entschied ich mich anders. Diesmal ging ich nicht! Als ich den Entschluß gefaßt hatte und mich herumdrehte, merkten auch der Teufel oder Baphomet, wozu ich mich entschlossen hatte, und sie versuchten mich umzustimmen.
Plötzlich konnte ich sie sehen, weit im Hintergrund.
Nicht sehr deutlich, aber dennoch so klar, daß ich die beiden

unterscheiden konnte. Sie demonstrierten mir ihre Gemeinsamkeit auf eine besondere Art und Weise, so daß ich keine Zweifel mehr an ihrer teuflischen Treue zueinander hatte.

Zwei Köpfe, ein Körper.

Auf der einen Seite, und zwar links von mir, schälte sich der Kopf des Teufels hervor, dieses widerliche, dreieckige Gesicht mit den Fellstreifen, in dem die Augen düster glühten.

Daneben der andere Kopf - Baphomet!

Er war ebenso scheußlich wie sein großer Bruder. Nur wuchsen aus seiner Stirn die langen gekrümmten Hörner, die spitz zuliefen.

Mehr sah ich nicht von ihm, weil die untere Hälfte des Gesichts in der kalt wirkenden Finsternis verschwamm.

»Du kannst uns noch begrüßen, Geisterjäger. Wir würden uns freuen. Komm ins Jenseits, komm endlich…«

»Nein!«

Hart hatte ich dieses Wort geschrien. Ich ließ mich diesmal auf kein Risiko ein und rannte zum Ausgang.

Nach dem zweiten Schritt hörte ich wieder die Stimme des Teufels. Doch diesmal sprach Asmodis nicht zu mir. Er mußte jemand anderen meinen.

Die Worte konnte ich leider nicht verstehen, aber sie hielten mich auch nicht auf.

Niemand stoppte mich.

Dafür sah ich, daß sich über die Außenhaut des Kreuzes ein helles Licht gelegt hatte, das trotzdem einen grauen Schleier behielt denn es mußte auch den Kräften der anderen Welt Tribut zollen, ohne sie jedoch stoppen zu können.

Schon bald stand ich an der Tür.

Arlette war noch draußen. Ich hoffte, daß sie inzwischen meine Waffen gefunden hatte, denn damit wollte ich das Grauen stoppen. Besonders vertraute ich dabei auf meinen Bumerang. Schon einmal hatte ich damit einen gewaltigen Sieg errungen, und ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß zwischen ihm und dem jetzt sichtbaren Buch der grausamen Träume eine Verbindung bestand.

Möglicherweise warnte mich meine innere Stimme, vielleicht war es auch nur ein Gefühl.

Jedenfalls drehte ich mich kurz vor Erreichen der Tür noch einmal um und sah die Wand in Bewegung.

Sie drückte sich zusammen. Dort waren Kräfte freigeworden, die das Buch der grausamen Träume und das Skelett aufeinander zutrieben.

Mich durchfuhr ein heißer Schreck.

Wollten die beiden sich verbinden?

Bestimmt. Deshalb mußte ich noch schneller an meinen Bumerang herankommen.

Ich schaute nach draußen.
Arlette stand nicht weit entfernt. Sie blickte auch zu mir herüber. Ihr Gesicht sah wie eine kalkige Masse aus. Den Ausdruck darin erkannte ich nicht.
Dafür sah ich etwas anderes. In der rechten Hand hielt sie meinen Bumerang.
»Arlette!« rief ich laut. »Komm her! Bring mir die Waffe, aber schnell. Bewege dich!«
Sie wollte auch laufen, aber wie ein plötzlicher Donnerschlag hallte die Stimme des Teufels auf.
»Dreh dich um, Geisterjäger!«
Ich wirbelte auf der Stelle um die eigene Achse, starrte wieder in den Saal und erkannte zu meinem großen Schrecken, daß sich dort einiges verändert hatte.
Ich war nicht in das Jenseits gegangen, aber das Jenseits hatte seine Boten geschickt.
Der unheimliche Sensenmann hatte die Dimension verlassen können, so wie es mir prophezeit worden war.
In der rechten Hand hielt er seine mörderische Killerwaffe, in seiner linken aber, und das empfand ich als noch schlimmer, sah ich das aufgeschlagene Buch der grausamen Träume, in dem mein Schicksal vorgezeichnet war…

***

Wer war wichtiger? Arlette oder die Gestalt, die aussah wie der Schwarze Tod und die sich als Hüter des Jenseits bezeichnete? Beide eigentlich gleichzeitig, aber ich brauchte eine Waffe, den Bumerang. Ihn wiederum besaß Arlette.
Dieses unheimliche Skelett schien zu wissen, wie wertvoll diese Waffe für mich sein konnte. Seine Geschwindigkeit steigerte sich, und es verursachte kein Geräusch, als es aus dieser Dimensionswand stieg und zum erstenmal seine gefährliche Sense schwang.
Ich vernahm ein ungewöhnlich hohes Pfeifen, als die Klinge durch die Luft schnitt. Schon des öfteren hatte ich gegen sensenbewaffnete Skelette gekämpft oder gegen Henker, die sich mit diesen Waffen eingedeckt hatten, deshalb kannte ich auch das hohle Pfeifen, das beim Schlagen der Sense entsteht. Dieses hier aber war anders. Der Ton klang höher, vielleicht auch schriller und lauter, als hätte jemand mit einem anderen Stück Metall über das Sensenblatt gestrichen, und die gebogene, von beiden Seiten geschliffene Klinge hinterließ auch einen optischen Eindruck.
Eine bleiche Funkenspur blieb zurück, die den Weg der Klinge genau nachzeichnete.
Ja, er war jetzt aus dieser magischen Wand gestiegen, um mich zu

töten. In den letzten zwei, drei Sekunden hatte ich dies alles wahrgenommen und mich entschieden.

Für das Skelett!

Aber ich hörte auch den Schrei von draußen, drehte mich noch einmal um, sah nicht nur Arlette, sondern auch die drei Hyänen. Woher sie gekommen waren, konnte ich nicht erkennen. Wahrscheinlich hatten sie in den Häusern gelauert und aus den Fenstern geschaut, um im richtigen Moment einzugreifen.

»Wehr dich, Arlette!« schrie ich ihr zu, bevor ich mich umdrehte und dem Skelett stellte.

Diesmal ohne Beretta, Dolch oder Bumerang, aber mit dem weißmagischen Kreuz…

***

Die junge Belgierin hatte die Stimme des Teufels vernommen, aber sie wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Auf der einen Seite stand John Sinclair, auf der anderen der Teufel, dem sie einmal gedient hatte, ohne es eigentlich zu wissen. Doch es gab dieses Wissen. Nur schlummerte es in ihrem Unterbewußtsein, und als sie jetzt die harte Stimme des Höllenprinzen hörte, da hob sie den Kopf, wobei sie gleichzeitig zusammenfuhr und so etwas wie ein Relais in ihrer Seele seine Arbeit aufnahm. Arlette erinnerte sich wieder. Der Teufel war hier. Er war ihr Herr und Meister! Plötzlich ging sie keinen Schritt mehr. Sie hielt den Bumerang fest und schaute dorthin, wo John Sinclair stand.

Er wollte, daß sie zu ihm kam. Er brauchte die Waffe, aber Arlette dachte an den Befehl des Höllenprinzen, und sie schüttelte kaum wahrnehmbar den Kopf. Über der alten, historischen Stätte grummelte wieder ein Gewitter. Nur hörte es sich längst nicht so drohend und gefährlich an wie noch vor wenigen Minuten.

Zog es ab?

Arlette interessierte sich plötzlich dafür. Die Wolkendecke war an einigen Stellen aufgerissen, nur schimmerte kein blauer Himmel durch, sondern gelbliche Flecken. Sie kündigten davon, daß sich in der Luft gewaltige Kämpfe abspielten.

Sinclair kam nicht. Arlette wunderte sich darüber, weil er doch die Waffe haben wollte. Sie ging einen zögernden Schritt nach vorn, spürte den warmen Wind in ihrem Gesicht und bekam große Augen, als sie die Gestalt als verschwommenes Wesen sah, das hinter dem Geisterjäger auftauchte.

Ein Skelett!

Die Augen brannten, der Wind war ihr unangenehm, auf den rauhen Lippen schmeckte sie den Staub dieser Gegend.

Aber der Wind trug auch ein Geräusch an ihre Ohren. Es war ein

Hecheln, vermischt mit einem drohenden Knurren, so wie es Raubtiere ausstießen.
Die Hyänen!
»Wehr dich, Arlette!« Sinclair rief ihr die Worte laut zu, und das Mädchen handelte.
Es drehte sich um.
Da sah sie die Körper.
Sie hockten im hohen Gras.
Drei Augenpaare stierten das Mädchen an. Wie sollte sie gegen diese Bestien überhaupt bestehen können?
Sie besaß die Beretta, gut, aber sie hatte noch nie in ihrem Leben mit einer Pistole geschossen.
Und der Bumerang?
Natürlich kannte sie auch diese Waffe, die in einem fernen Erdteil ihren Ursprung hatte. Wer einen Bumerang schleuderte, konnte damit einen Sieg erringen und brauchte nur die Hand aufzuhalten, denn die Waffe kehrte stets zum Werfer zurück, wenn sie ihr Ziel verfehlte.
Das sah alles so leicht aus, wenn man es auf der Kinoleinwand verfolgte.
Aber selbst zu werfen?
Und doch mußte sie etwas tun. John Sinclair hatte sich wieder zurückgezogen. Er wollte sich dem Skelett stellen. Vielleicht konnte er gewinnen, wenn nicht, War auch Arlette verloren.
Die erste Hyäne drückte sich hoch. Unwillig schüttelte sie ihren Kopf, und das Mädchen zog mit der linken Hand die Beretta aus ihrem Rockgürtel. Wie schwer ihr die Pistole auf einmal vorkam. Die Hand sank nach unten. Sie würde kaum die Kraft finden, um die Waffe zu halten, und sie hatte genug davon gehört, daß man Schüsse verreißen konnte, wenn man nicht genau achtgab.
Möglicherweise war es Einbildung, aber sie glaubte zu sehen, daß die Hyäne sie fast erstaunt anschaute, als könnte sie es nicht glauben, daß auf sie geschossen werden sollte.
Wenn, dann mit rechts.
Arlette wechselte die Waffen. Jetzt fühlte sie sich besser. In der rechten Hand hatte sie mehr Kraft, und sie zielte auf das teuflische Raubtier.
Genau zwischen die Augen!
»Ich muß es schaffen!« Mit diesen Worten machte sie sich selbst Mut.
Dann drückte sie ab.
Arlette erschrak über den Knall. Sie sah vor der Mündung die Feuerblume aufplatzen und wunderte sich, daß sie dafür noch einen Blick übrig hatte.
Die Hyäne stieß sich ab. Mit einem künstlerisch anmutenden Bogensprung hatte sie die Stelle im weichen Gras verlassen, jagte zur

Seite, und Arlette wußte, daß sie sie verfehlt hatte.
Das Tier heulte.
Dieses Geräusch hörte sich für das Mädchen an, als sollte sie ausgelacht werden. Sie schwenkte den rechten Arm, schaltete ihre Gedanken aus und dachte nur ans Überleben.
So etwas mobilisiert Kräfte. Auch bei einer Person, die bisher Gewalt abgelehnt hatte.
Wieder schoß sie. Diesmal dreimal hintereinander. Die Hyäne sprang wiederum hoch, aber diesmal war es anders. Kein geschmeidiger Sprung. Es wirkte so, als hätte sie von irgendwoher einen harten Tritt erhalten.
Das Tier landete auf dem Rücken und strampelte wie wahnsinnig.
Dabei drang ein fürchterliches Heulen aus ihrem Maul, und Arlette wußte, daß sie gewonnen hatte.
In letzten Todeszuckungen riß die Hyäne das Gras büschelweise aus dem Boden.
Arlette lachte nur.
Es war ihr zwar eher nach Heulen zumute, aber sie konnte einfach nicht anders. Das Mädchen mußte sich auf diese Art und Weise einfach Luft verschaffen. Die Anstrengungen der letzten Minuten waren zuviel für sie gewesen.
Noch während sie sich abreagierte, verfiel die Hyäne zu Staub, den der Wind erfaßte und fahnengleich in die Höhe trieb.
Nur noch zwei.
Arlette hatte Mut gefaßt. Sie wollte sich auch den anderen stellen und dann nach John Sinclair schauen.
Also drehte sie sich - und erstarrte. Die Hyänen waren nicht mehr da, dafür sah sie sich zwei roten Teufelsgestalten gegenüber. Furchtbare Wesen, kaum größer als die Hyänen. Versehen mit menschlichen Körpern und Stirnen, aus denen krumme, kompakt wirkende Hörner wuchsen. Wirkliche Teufel… Sie ballte die Hände und schluckte hart.
Mit so etwas hatte Arlette nicht gerechnet, aber sie kannte die Teufel auch. Die Erinnerung kehrte bei ihr zurück. Diese Gestalten hatten ihr bereits zur Seite gestanden, als der Teufel sie noch unter Kontrolle hielt. Da waren sie ihr nicht feindlich gesonnen gewesen.
Das sah nun anders aus. Ich bin gut! hämmerte sich Arlette ein.
Verdammt, ich bin gut. Ich muß einfach gut sein.
Die beiden Teufel fixierten sie kalt und grausam. In ihren Augen strahlte das Licht der Hölle. Sie dokumentierten das Erbe der Hölle, die Finsternis, in der der Teufel als Geschöpf regierte. Und sie warf die Waffe. »Aaaahhhh…!« Weit holte sie aus. Ihr Gesicht nahm dabei einen noch starreren Ausdruck an, und der silberne Bumerang flog dabei wie ein Vogel davon, der seine Schwingen ausgebreitet hatte.
Das Mädchen hatte nicht genau zielen können. Sie hatte ungefähr auf

einen dieser Teufel gehalten, so daß die Waffe ihre Bahn von oben nach unten zog und auf den ersten Teufel zufegte. Sie traf.

Als wäre eine Kreissäge in Bewegung geraten, so hieb sie in den Hals dieses Teufels.

An der Schnittstelle war plötzlich ein grüner Flammenring zu sehen, der zuckte und tanzte und das breite Loch ausfüllte, das die magische Waffe gerissen hatte.

Der Kopf kippte nach hinten. Aus dem Körper schoß es hervor wie aus einem Vulkankrater während des Ausbruchs. Eine funkensprühende Masse, als wäre der Körper mit glimmenden Holzteilen gefüllt.

Der Kopf war im Gras verschwunden. Ebenso sank der Körper zusammen und blieb zwischen den dichten Halmen liegen.

Die Waffe aber kehrte zurück. Ohne es bewußt gewollt zu haben, hatte Arlette den Bumerang ideal geschleudert. Sie streckte den Arm vor, öffnete die Hand, so daß sie die silberne Banane, wie sie von Sinclair genannt wurde, auffangen konnte. Noch einer.

Der hatte sich geduckt. Er umkreiste sie dabei. Plötzlich wußte dieser Helfer der Hölle, wie gefährlich das Mädchen war. Er hatte sie als leichte Beute angesehen und mußte seinen Irrtum korrigieren. Er griff zum letzten Mittel.

Um schneller zu sein, verwandelte er sich vor Arlettes Augen in einen Teil der Hyäne. Der Oberkörper wuchs mit dichtem Fell zu. Aus den Beinen wurden lange Läufe, aus den Füßen Klauen.

Halb Hyäne, halb Teufel!

So wollte dieses mutierte Wesen es schaffen, einen Sieg über Arlette zu erringen.

Aber auch sie blieb nicht stehen. Sie hatte ihre Angst überwunden, jetzt nahm sie den letzten Gegner aufs Korn. Als sich das Mittelding zwischen Hyäne und Teufel nach links bewegte, drehte Arlette sich in die selbe Richtung, so daß sie sich während der Bewegung stets gegenüberstanden.

Noch warf sie nicht.

Mit ein wenig Routine hätte sie es sicherlich schaffen können, ihren Gegner zu töten, aber der Bumerang erforderte einen Könner, wenn er beherrscht werden wollte.

Nur der Kopf sah aus wie der des Teufels. Der gesamte Körper glich dem einer Hyäne.

Arlette kannte die Kräfte nicht genau. Sie durfte dieses Wesen nur nicht zu nahe an sich herankommen lassen.

Sie schoß wieder.

Zwei Kugeln setzte sie dem Mutanten entgegen, und beide fehlten, denn sie hackten dicht vor und dicht neben der Bestie den Grasboden auf. Der Teufel sprang zurück, duckte sich und griff plötzlich an. Mit

gewaltigen Sprüngen jagte er auf die junge Belgierin zu, die im ersten Augenblick so konsterniert war, daß sie nicht wußte, was sie unternehmen sollte.

Zwar standen ihr beide Waffen zur Verfügung, sie aber gleichzeitig effektiv einzusetzen, dazu fehlte ihr einfach die Übersicht. Der Mutant rammte das Mädchen. Mit beiden Vorderpfoten hämmerte er bei seinem letzten Sprung gegen ihre Brust. Der Schlag war so stark, daß es Arlette nach hinten trieb und sie sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Mit dem Rücken zuerst schlug sie im weichen Gras auf. Und die Bestie war über ihr. Aus dem Maul und zwischen den Zähnen drangen eine Wolke und ein Gestank hervor, den man als giftigen. Brodem bezeichnen konnte. Er nebelte ihr Gesicht ein, sie konnte nichts mehr sehen und die Gefahr, in der sie schwebte, nur noch fühlen.

Tödliche Angst brandete in ihr hoch. Etwas schlug rauh, feucht und klatschend gegen ihr Gesicht. Es war die Zunge des Teufelskopfes, die ähnlich reagierte wie eine Schlange, wenn sie zupackte. Sie drehte sich knebelartig um den Hals des Mädchens, um Arlette zu erwürgen.

Einen solchen Tod wollte sie nicht erleiden. Ihr blieben vielleicht zwei Sekunden, weil die verfluchte Teufelszunge straff wie eine Stahlschlinge in die Haut drückte.

Arlette brachte ihren linken Arm hoch. In der Hand hielt sie noch die Beretta.

Sie wußte nicht, wie viele Kugeln schon aus dem Magazin gefeuert worden waren, hoffte dabei nur auf ihr Glück und zog den Stecher der Waffe nach hinten.

Dabei gab sie ihrer Hand noch Druck, so daß der Waffenlauf tief in das Fell gepreßt wurde.

Der Schuß war kaum zu hören.

Aber das geweihte Siber, aus dem die Kugel bestand, tat seine magische Pflicht.

Es zerstörte diesen unseligen Körper.

Der Druck ließ noch nicht nach. Vor den Augen des Mädchens drehten sich schon die roten Schleier, und der Tod war zu ihr unterwegs.

Da peitschte die Zunge zurück. Arlette konnte nicht erkennen, daß sie sich farblich verändert hatte. Das stumpfe Grau paßte genau zur Farbe der Asche, zu der sich die Zunge auflöste.

Noch übte der übrige Körper Druck aus, aber auch der verflüchtigte sich, als die Bestie verging.

Sie war nicht groß gewesen, aber tödlich für den, der sich nicht wehren konnte.

Arlette blieb liegen. Zwar befahl ihr die innere Stimme, sich zu erheben, doch sie besaß einfach nicht mehr die Kraft. Der Kampf

gegen die kleinen Todesboten aus der Hölle hatte sie zu sehr angestrengt.

Als wären Hände dabei, die roten Schatten wegzuziehen, so verschwanden sie allmählich, und Arlettes starrer Blick richtete sich gegen die grauen Wolken am Himmel, die sich zusammengeballt hatten und durch die wieder einige Blitze zuckten, um sie zu zerreißen.

Erst jetzt wurde ihr bewußt, daß sie noch lebte. Gleichzeitig stieg das Gefühl der Freude in ihr hoch. Sie begann plötzlich zu weinen, aber ihr wurde auch bewußt, daß sie eine Gefahr nur hatte bannen können. Die andere war nach wie vor da, nur bedrohte sie diese nicht unmittelbar.

Aber John Sinclair!

Mit diesem Wissen richtete sie sich auf. Plötzlich dachte sie daran, daß dieser Mann dabei war, sein Leben aufs Spiel zu setzen, auch für sie.

War der andere vielleicht stärker gewesen?

Noch im Sitzen drehte sie sich um und blickte zum Eingang des größten Gebäudes hin.

An den Außenmauern strich der Wind vorbei, als wollte er sie putzen. Er brachte auch Staub mit, den er irgendwo außerhalb hochgewirbelt hatte.

Kein Geräusch hörte sie.

Die Stille zerrte an den Nerven. Nur das Gras raschelte, als Arlette aufstand.

Ihr Hals brannte. Sie hätte sich am liebsten wieder ausgeruht, aber John Sinclair brauchte vielleicht ihre Hilfe.

Noch besaß sie die wichtigen Waffen, und sie wollte sie auch nicht mehr abgeben.

Mit staksig wirkenden Schritten ging sie auf den großen Eingang des Gebäudes zu.

Der Wind frischte auf. Zum erstenmal brachte er Feuchtigkeit mit.

Schwere Regentropfen klatschten gegen das Gesicht des Mädchens.

Sie verengte die Augen ein wenig, rieb den Staub heraus, ging aber weiter, und auch das plötzliche Donnern stoppte sie nicht.

Dann stand sie am Eingang.

Auf einmal wurde ihr komisch. Eine andere Kraft preßte ihr Herz zusammen. Die Beklemmung machte ihr zu schaffen. Irgend etwas würde sie überraschen.

Arlette rief den Namen des Geisterjägers.

Nein, ihre Stimme war zu schwach. Er würde sie nicht hören können, und sie vernahm auch keine Geräusche. Arlette hatte das Gefühl, ein Totenhaus zu betreten, als sie die nächsten Schritte ging, im Eingang stehenblieb und den Blick nach links richtete.

Sofort sah sie die Wand, und das magische Hologramm zeigte ihr die Tiefe der Dimension, in die so etwas Ähnliches wie ein Weg hineinführte, der irgendwo in der Unendlichkeit sein Ende fand.

Aber davor, nicht in der Wand, sondern im Raum, sah sie noch etwas anderes.

Eine schreckliche Szene, die das Blut in ihren Adern erstarren ließ…

***

Schon vor langer Zeit haben die Menschen dem Tod ein Bild gegeben, um ihn zu begreifen.

Wer sich alte Bilder und Holzschnitte anschaute, der konnte die Gestalt des Knöchernen immer wieder in verschiedenen Posen und Darstellungen wiedersehen.

Auch ich sah ihn jetzt.

Nur mit dem einen Unterschied, daß dieses Skelett vor mir keine Zeichnung war, sondern lebte.

Eine Gestalt des Schreckens, die ihr magisches Reich verlassen hatte, um zu töten.

In der rechten Hand hielt der Tod die gefährliche Sense, in der linken aber das Buch der grausamen Träume, in dem nicht nur die Regeln der Hölle niedergeschrieben worden waren, sondern man auch mein Schicksal verewigt hatte und wahrscheinlich auch das meiner Vorgänger, die einmal im Besitz des Kreuzes gewesen waren.

Hector de Valois und Richard Löwenherz, denn als diese Personen hatte ich schon einmal gelebt.

Es gibt das absolut Böse. Darüber war ich sehr genau informiert. Aber es befindet sich nicht auf der normalen Welt, sondern in einer Person manifestiert, die den Namen Luzifer trägt.

Vielleicht wäre dieses Böse auch im Buch der grausamen Träume hinterlassen worden, aber die Gegenkraft hatte dafür gesorgt, daß dem nicht so war. So wuchs aus dem Buch der grausamen Träume für das Böse an sich nicht eine Gefahr hervor. Dabei brauchte ich nur an meinen Bumerang zu denken.

Nur konnte ich damit nichts anfangen. Wenn in diesem Buch mein Schicksal vorgezeichnet war, würde es sich hier auch erfüllen. Davon mußte ich ausgehen.

Stand tatsächlich der Schwarze Tod vor mir? Oder war es nur einfach der Tod, der durch die Geschichte der Menschheit geisterte, der in Träumen gesehen und von Künstlern nachgemalt worden war?

Die Gestalt konnte erschrecken. Das bleiche Gebein wurde von dieser schwarzen Kutte verdeckt, die einen Stich ins Grünliche hatte, wie mir bei genauerem Hinsehen auffiel. Unter der hochgezogenen Kapuze sah ich das dämonische Knochengesicht. Ebenfalls überaus bleich, mit tiefen Augenhöhlen, in denen die Schwärze stand und die mit der des

Alls innerhalb der Wand durchaus zu vergleichen war.

Das Sensenblatt zitterte in der Hand des Tods, wenn er seine knöchernen Arme bewegte. Er hatte noch nicht angegriffen, aber mit der linken Hand vollführte er eine Bewegung, die bewirkte, daß die Blätter umschlugen, das Buch selbst aber auf einer bestimmten Seitenzahl offenblieb.

Das mußte etwas zu bedeuten haben. Und schon hörte ich die Stimme.

Ob sie aus dem Jenseits zu mir drang oder aus dem leeren Rachen des Skeletts, war für mich nicht feststellbar, aber der Tod las mir mein Schicksal vor.

»Und so steht geschrieben, daß der letzte Sohn des Lichts vor seinem absoluten Ende ein Blick in das Jenseits werfen darf. Was allen Menschen verwehrt wird, sei ihm gestattet. Er soll erkennen können, wie das Jenseits wirkt, wie es aussieht und wie die dort lebenden Kräfte sich bemühen, die Seelen der Toten zu behalten. Das Jenseits öffnet ihm seine Pforten, es schickt seinen Diener, um auch den letzten in der Reihe zu holen. Was zu Beginn der Welt von allen Kräften gemeinsam geschaffen wurde, kann nicht zerstört werden. Es ist ewig, wie auch die Dunkelheit. Noch streiten sich beide Kräfte um die Herrschaft im Jenseits, und es wird am Ende der Zeiten erst den Sieger geben. Es steht auf der Kippe. Welcher Kraft es zugeordnet werden wird, zeigt die Größe, die doch so relativ ist - die Zeit. Wenn es den Menschen gelingt, die Zeit zu überwinden, steht die endgültige Entscheidung dicht bevor. Solange es ihnen aber nicht gelungen ist, muß derjenige, der durch das Jenseits treibt, warten. Immer nur warten und immer nur schmachten; denn seine Seele wird die ewig währende Finsternis kaum vertragen können. Unbeschreibliches Leid wird über sie kommen, bis zur Stunde X.«

Viel hatte ich nicht erfahren, aber das wenige war wichtig genug für mich gewesen.

Ich war also der letzte Träger des Kreuzes. Nach mir würde es keinen mehr geben, und ich konnte auch nicht wiedergeboren werden. Starb ich, war auch das Kreuz vernichtet.

Hier wurde das Sterben als etwas Furchtbares hingestellt. Das glaubte ich aber nicht. War das Sterben nicht erst der Beginn eines neuen Lebens, eines Hineinschwebens in eine andere Zustandsform? Jede Religion sprach davon, und auch ich glaubte daran, daß der Tod nicht das Ende war, sondern der Beginn. Deshalb verspürte ich keine Angst vor dem Sterben. Anders war es mit der Angst vor den Schmerzen, die man unter Umständen erlitt, bevor es soweit war.

Ich wollte trotzdem leben und meinen Fehler wieder korrigieren, denn ich hatte überhaupt das Tor ins Jenseits geöffnet. Himmel, wie konnte ich es wieder schließen?

Natürlich wußte ich es nicht, aber ich hatte einen Verdacht. Das Buch der grausamen Träume, in dem die Struktur der Hölle nachgezeichnet worden war, beschäftigte sich ebenso mit dem Sein und dem Vergehen.

Deshalb mußte wahrscheinlich auch in ihm niedergeschrieben sein, wie ich das magische Hologramm wieder verschließen konnte. Wenn ich das Buch in die Hände bekam, war einiges gewonnen.

Hector de Valois hatte die Wand damals geschlossen, ich hatte sie wieder geöffnet, jetzt mußte sie verschwinden, und so sprach ich den Tod an. »Willst du mich vernichten?«

»Ich bin der Tod!«

»Dann versuche es!« rief ich laut und hielt ihm gleichzeitig mein Kreuz entgegen.

Er sah es, aber er nahm es so gut wie nicht zur Kenntnis. »Das schreckt mich nicht. Ich habe viel davon gehört. Aus der Welt, in der ich lebe und manchmal hervorkomme, um die Träume der Menschen zu beeinflussen, sieht alles anders aus. Da verliert das seinen Schrecken, was zuvor tödlich gewesen ist. Du besitzt keine Waffe. Ich aber habe das Buch, ich kenne die Regeln und werde sie einhalten.«

»Dann sag sie!«

»Knie nieder!«

»Was geschieht dann?«

»Der Streich meiner Sense wird dich köpfen. Meine Kraft wird deinen Schädel anheben und ihn in das Orakel hineinschleudern, bevor dein Körper folgen kann. Hast du das begriffen?«

»So ungefähr.«

»Knie dich hin!«

Ich dachte nicht daran, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Hätte ich es getan wäre ich wehrlos gewesen, und der Tod vor mir zuckte zusammen, als ich widersprach. »Freiwillig begebe ich mich nicht in die Hand eines Monsters. Ich bin gekommen, um die Komturei magisch zu entseuchen. Ich weiß, daß hier der Baphomet-Orden gegründet wurde, aber ich sehe nicht ein, daß ich dieser Tatsache Tribut zollen soll. Ich gehöre zum Kreis der Auserwählten, zu den Söhnen des Lichts, denen ich einfach zu kämpfen schuldig bin. So wie sie es getan haben. Ich sah den großen Hector de Valois auf meinem Kreuz. Sein Erscheinen war für mich Hoffnung und Verpflichtung zugleich. Würde ich dir, dem Tod, gehorchen, käme ich mir wie ein Verräter vor. Und meine Freunde habe ich noch nie verraten. Auch wenn im Buch der grausamen Träume mein Schicksal vorgezeichnet sein sollte, ich stemme mich jetzt und hier dagegen an.«

»Du willst die Kräfte unterwandern und hintergehen?«

»So ist es, denn ich habe auch den Teufel unterwandert, der versucht hat, mich in die Hölle zu locken. Ich fühle mich auf dieser Erde sehr

wohl, da ich weiß, daß noch zahlreiche Aufgaben auf mich warten. Erst wenn sie erledigt sind, denke ich an einen Eintritt in ein anderes Reich. So aber bleibt für mich noch genügend Platz auf der Erde. Schwing deine Sense, ich werde mich dir entgegenstellen!«

So etwas ließ sich das Skelett nicht zweimal sagen. Wieder hörte ich dieses hohe Pfeifen, als das gekrümmte Sensenblatt wie ein tödlicher Halbmond auf mich niederraste.

Der Tod hatte weit ausgeholt und dabei seinen Knochenarm noch gedreht, so daß die gefährliche Klinge schräg herabfuhr und mit ihrem Radius viel erfassen konnte.

Ich tauchte unter ihr weg. Das Pfeifen steigerte sich in meinen Ohren, als das Sensenblatt wie ein tödliches Pendel vorbeistreifte, aber ich war näher an die Gestalt herangekommen.

Sie bewegte sich zur Seite, um für den zweiten Schlag eine bessere Position einzunehmen.

Das kam mir entgegen.

Der Sprung war riskant, aber ich vertraute auf mein Kreuz und meine Schnelligkeit.

Den freien Arm hielt ich vorgereckt, die Hand war geöffnet. Mein Gegner hätte eigentlich jetzt merken müssen, was mir vorschwebte, aber er war mit anderen Dingen beschäftigt.

Das Buch ragte etwa zur Hälfte aus seiner Hand, das war der Vorteil für mich.

Blitzschnell packte ich zu. Meine Finger kamen mir in diesem wichtigen Augenblick vor wie die Stahlgreifer eines Baggers, als ich das Buch aus den Knochenklauen des Tods riß. Ich hatte es!

Mit einem gewaltigen Sprung nach rechts, der mich fast bis gegen die Wand des Saals brachte, gelang es mir, der tödlichen Klinge zu entgehen, die das Skelett abermals geschwungen hatte.

Ich stolperte, warf mich noch weiter nach vorn und krachte mit der Schulter gegen die Wand.

Den Schmerz ignorierte ich. Was ich da in der Hand hielt, war viel wichtiger. Ich hätte gern Zeit gehabt, um darüber nachzudenken, denn daß ich das Buch der grausamen Träume einmal in den Händen halten würde, damit hätte ich nie im Leben gerechnet.

Es fühlte sich ungewöhnlich an. Weich und gleichzeitig fest. Darin unterschieden sich weder die Seiten und der Einband, bis mir einfiel, daß es nicht aus Papier bestand, sondern aus der dünnen Haut irgendwelcher Schwarzblüter. Meine Beute!

Himmel, wie gern hätte ich darin gelesen. Dabei gestattete ich mir nur einen Blick, mehr ließ die Zeit einfach nicht zu, da ich nach wie vor in Lebensgefahr schwebte.

Mit einer dunklen Flüssigkeit, die wie Tinte aussah, waren die Zeilen geschrieben worden, doch ich wußte es besser. Das war magisches

Dämonenblut, das hier seine Spuren hinterlassen hatte.

»Wer?« schrie ich. »Wer hat es geschrieben?«

Der Tod fuhr herum. »Das Schicksal!«

»Hat es einen Namen?«

»Ja, das Schicksal heißt Tod!« brüllte er zurück und schlug zu.

Es war ein gefährlicher, gezielter und gleichzeitig auch mörderischer Schlag, der da auf mich zujagte. Die Klinge wischte etwa in Halshöhe über den Boden. Sie würde mir mit einem Schlag den Kopf vom Rumpf trennen, wenn ich nicht achtgab.

Ich ließ mich fallen. Aus dem hohl klingenden Pfeifen wurde ein häßliches Schaben und Ratschen, als das Metall dicht über meinen Kopf hinwegstreifte, aber die Wand berührte und daran entlangschliff.

Ich rollte mich über den Boden, Kreuz und Buch festhaltend und von dem Wunsch beseelt, beides zusammenzubringen. Vielleicht wurde so das Tor zum Jenseits geschlossen, und das Buch der grausamen Träume hätte sich dann in meinem Besitz befunden.

Noch einmal rollte ich mich um die eigene Achse - bis mich plötzlich ein Widerstand stoppte.

Die Wand war es nicht, ein anderes Hindernis hatte sich mir in den Weg gestellt.

Das Sensenblatt!

Plötzlich konnte ich mich nicht mehr weiterrollen. Ich mußte einfach starr liegenbleiben. Hätte ich versucht, mich noch weiter zu bewegen, wäre das mein Ende gewesen.

Ich spürte die Klinge nicht nur an der Kleidung, auch an der blanken Haut der Hand und am Hals.

Sie hinterließ bei mir eine Gänsehaut, und als ich die Augen weit aufriß und den Blick in die Höhe gleiten ließ, stand der Tod über mir.

Die Formel zu rufen hatte keinen Sinn. Vielleicht hätte sie nur alles verschlimmert, schließlich hatte ich das Tor zum Jenseits durch die Hilfe meines Kreuzes geöffnet.

»Kein Mensch kann mir entgehen!« hörte ich den Tod sprechen. »Wo der Teufel seine Heimat hat, bin auch ich zu Haus. Hast flu verstanden?«

Ich erwiderte nichts. Mit einer Hand umklammerte ich das Buch, mit der anderen das Kreuz.

Beides würde mir nicht mehr helfen können, und der Tod hob die Sense so weit an, daß die innere geschliffene Seite etwa in Höhe meines Halses schwebte.

»Kein Sterblicher soll im Buch der grausamen Träume lesen können«, sagte er. »Du aber lebst noch. Vielleicht wirst du als Toter begreifen, daß du dich zu weit vorgewagt hast. Ich, der Sensenmann, hole…«

»Habe ich es dir nicht gesagt, John? Das Schicksal kann so furchtbar grausam sein.«

Diesmal hatte nicht das Skelett zu mir gesprochen, sondern ein anderes Wesen.
Der Seher!

***

Wenn Sir James Powell etwas organisierte, dann klappte dies. Er war darin ein wahrer Meister und konnte wie kaum ein zweiter gewisse Dinge delegieren. So stand die Maschine für den Abbé bereit, er brauchte sich nur entsprechend umzukleiden und einzusteigen.
Obwohl er noch nie mit einem Kampfflugzeug geflogen war und auch nicht wußte, was auf ihn zukommen würde, zeigte er äußerlich keine Angst. Sein Gesicht blieb starr, die Züge strömten eine gewisse Ruhe aus, die er auch innerlich verspürte.
Mit dem Piloten hielt er Kontakt per Mikrophon, die in die Helme eingebaut waren.
Der Start lief gatt über die Bühne. Abbé Bloch dachte an seine Aufgabe und nicht über den Flug nach. Er war ihn nicht gewohnt, spürte auch die Geschwindigkeit und gewöhnte sich erst später an die neuen Gegebenheiten.
Da landeten sie schon.
Das Umsteigen in den Hubschrauber lief auch glatt über die Bühne, der Start ebenfalls, und der Pilot kannte die Strecke im Schlaf. Es waren ungefähr 50 Kilometer, die sie zu fliegen hatten, ein Katzensprung für einen Helikopter, und trotzdem wurde die Sache allmählich gefährlich, denn vor und über ihnen stand eine dunkelgraue Wand aus finsteren Gewitterwolken.
»Sieht übel aus!« sagte der Mann auf dein Pilotensitz.
Der Abbé nickte. »Können Sie die umfliegen?«
»Nein, das Wetter liegt genau über dem Gebiet.« Der Pilot lachte. »Als hätte der Teufel seine Hand im Spiel.«
»Das hat er bestimmt«, sagte Bloch, aber so leise, daß ihn der Pilot nicht verstand.
Sie verloren an Höhe. Der Abbé schaute in die Tiefe. Die Gegend war bergig geworden. In den schluchtenartigen Tälern schimmerte manchmal wie graues Blei die blanke Fläche eines Flusses, der sich in Schlangenlinien seinen Weg bahnte.
»Sie müssen dahin, nicht?« fragte der Pilot.
»Ja.«
»Auch zu diesem bestimmten Zeitpunkt? Ich meine, wir könnten warten, bis das Gewitter abgezogen ist.«
»Das geht nicht.«
»Termin?«
»Ja.«
Der Pilot knetete sein Kinn. »Das ist natürlich schlecht. Sogar sehr

schlecht. Na ja, wir werden es versuchen.«

Der Abbé hatte natürlich auch nachgedacht. »Sie brauchen nicht unbedingt bis direkt an das Ziel heranzufliegen. Landen Sie in der Nähe. Meinetwegen am Rand der Gewitterfront. Ist Ihnen das angenehmer?«

»Schon.«

»Dann richten Sie sich danach.«

»Gut.«

Sie flogen auf die Wand zu. Sie stand in der Luft wie gemalt. An einigen Stellen wurde sie von schwefelfarbenen, helleren Streifen durchzogen, die an ihren Rändern ebenfalls buntere Farben aufwiesen, als würde sich dort ein Regenbogen zeigen.

Die Ausläufer des Windes erreichten sie. Damit hatte der erfahrene Pilot auch gerechnet und lenkte die Maschine gegen, als die Bö den Hubschrauber so plötzlich packte. Sie wollte ihn nach unten drücken, der Pilot zog die Maschine wieder hoch und flog einen Bogen, fast parallel zu den Gewitterwolken, deren Ausläufer wie dunkelgraue Nebelschwaden an der Verglasung entlanghuschten. »Ich verstehe das nicht!« rief er. »Wie kann sich eine Front nur so auf ein bestimmtes Gebiet konzentrieren?«

Der Abbé schwieg. Es hätte nichts gebracht, dem anderen etwas erklären zu wollen.

»Landen Sie!« rief er.

»Ja, mal sehen.«

Es war für den Piloten nicht einfach, denn unter ihnen befand sich ein dichtbewaldetes Gelände. Lücken waren nicht zu erkennen. Das Risiko hatte sich gesteigert.

»Ich könnte zurück…«

»Nein!« widersprach der Abbé heftig. »Nicht zurück. Auf keinen Fall. Dann hinein.«

»Sie sind gut.«

»Verdammt, machen Sie schon! Es geht um Leben und Tod.«

»Bei mir auch.«

Er tat es trotzdem. Das dumpfe Grollen hörten beide. Sie hatten auch den Blitz gesehen. Zum Glück war er weiter entfernt aufgeflammt. Aber das konnte sich ändern.

Um die Maschine huschten die geisterhaften, grauen Wolken. Sie packten den Hubschrauber ein wie in Watte. Noch befanden sich unter ihnen Bäume, aber der Pilot riskierte es und ging noch tiefer. Sie hatten Glück.

Die Lichtung sah innerhalb des Waldes aus wie ein großes Auge. Erst Sekunden später erkannten sie eine Straße.

Zwar nicht asphaltiert, mehr eine breite, in den Wald hineingeschlagene Schneise, aber ohne große Hinternisse.

»Ich gehe runter!«
»Okay.«
Es war nicht einfach für den Piloten. Böen schüttelte die Maschine durch, als wollten sie sie umwerfen. Der Mann am Steuerknüppel schwitzte und fluchte.
Obwohl der Abbé sich angeschnallt hatte, klammerte er sich noch an den Seiten seines Sitzes fest. Sein Gesicht war starr. Er spürte die Angst, denn der Hubschrauber und seine Insassen waren den Gewalten der Natur hilflos ausgeliefert.
Sie kamen runter. Zwar gebeutelt, aber immerhin. Das große Aufatmen begann, als die beiden Kufen gleichzeitig den mit Gras bewachsenen Untergrund berührten.
»Wir stehen!«
Der Abbé schnallte sich los. Trotz der Schwierigkeiten hatten sie unwahrscheinliches Glück gehabt, denn dieser Weg, auf dem sie standen, mußte zum Ziel führen. Bloch hatte sich dies zuvor auf der Karte angesehen, das war klar.
Als er den Hubschrauber verlassen hatte, nahm er als letzten Eindruck das entspannte Gesicht des Piloten mit auf den Weg. Der Mann war froh, daß sie es hinter sich hatten.
Er schaute dem geduckt davoneilenden Bloch hinterher, bis dieser den Windbereich der Rotorblätter verlassen hatte, dann gab er wieder Saft und startete.
Der Hubschrauber hob ab.
Bloch drehte sich noch einmal um. Ein letztes Winken gegen den Wind, der in seinen Nacken blies, dann hatte die Maschine bereits die Baumhöhe erreicht und glitt in die Richtung davon, aus der sie gekommen waren. Bloch war allein.
Um die Komturei zu erreichen, mußte er sich gegen den Wind stemmen, der scharf in sein Gesicht blies. Er brachte nicht nur Staub und eine Geruchsmischung aus schwefelhaltiger Luft sowie Blütenduft mit, sondern auch die ersten Tropfen.
Der Regen hatte sich aus den dicken Wolken gelöst und klatschte in das Gesicht des Mannes.
Staub und Schweiß klebten darauf. Der Mund bildete eine verzerrte Linie, aber der Abbé kämpfte sich weiter voran. Er sah nicht aus wie ein großer Kämpfer, aber in ihm steckte mehr Energie als in den beiden Kinohelden Rambo und Conan zusammen.
Der Templer-Führer sah ein Ziel. Er wußte um die Geburtsstätte des Baphomet-Kults, und er hätte nie gedacht, daß er einmal kommen würde, um die Wand zu schließen.
John Sinclair hatte sie geöffnet. Man konnte ihm keinen Vorwurf machen, er hatte es nicht besser gewußt, aber der Abbé hatte gehofft, einen noch lebenden Sohn des Lichts vorzufinden.

Der Regen fiel in dicken Tropfen, verstärkte sich zum Glück nicht. Dafür hörte er den Donner und sah auch die Linien der Blitze, die wie fahle Messer die Wolken durchschnitten.
Der Abbé lief schneller. Er hatte das Gefühl, sonst nicht rechtzeitig genug ans Ziel zu kommen. Die innere Stimme trieb ihn an.
Rechts und links wuchs der Wald. Wolken wurden vom Wind so tief gedrückt, daß sie wie Schleier zwischen den Bäumen einherhuschten.
Eine Mischung aus Dunkel und Hell hüllte ihn ein.
Dennoch war die Luft klar. Sie hatte sogar eine unnatürliche Klarheit von großer Trennschärfe, denn der Regen hatte sich nicht verdichtet. Nach wie vor wirbelte er nur tropfenartig aus den tief hängenden Wolken.
Der Abbé hatte es eilig. Längst hörte er den Hubschrauber nicht mehr.
Der Pilot würde auch nicht mehr zurückkommen. Was zu erledigen war, das wollte der Abbé allein hinter sich bringen.
Ob er es allerdings überlebte, war fraglich. Er wußte genau, wie stark seine Gegner waren, und er spürte wieder das kalte Gefühl im Genick.
Manchmal schlug sein Herz arrhythmisch, um dann wieder in den normalen Takt einzufallen. Wie oft er sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn gewischt hatte, konnte er nicht sagen. Er dachte auch nicht darüber nach, wie groß die Strecke schon war, die hinter ihm lag. Er dachte nur an die Komturei.
Und sie erschien.
Zuerst glaubte er an eine Einbildung, dann, als er stehenblieb, tief durchatmete und sich erholte, erkannte er die graubraunen Mauern, die Reste dieser alten Niederlassung.
Das Ziel!
Der Abbé richtete für einen Moment den Blick zum Himmel, als suchte er dort Trost und Hilfe. Seine Lippen bewegten sich, aber Worte drangen nicht hervor.
Schweiß lag auf seinen Handflächen. Er ging langsamer weiter, hätte am liebsten vier Augen gehabt, und als er sich den Ruinen der Komturei näherte, kam es ihm vor, als würden die Mauern näher zusammenrücken und ihn umschließen.
Dies hier war die Insel inmitten der normalen Welt. Ein Stück Vergangenheit, das überlebt und auch in der Gegenwart nichts von seiner Magie verloren hatte.
Der Druck verstärkte sich. Von John Sinclair hatte er bisher noch nichts gesehen, auch dann nicht, als er bereits zwischen den Mauern stand und erschrak, weil ein gewaltiger Donnerschlag wie eine himmlische Schimpfkanonade über der Komturei auf grollte.
Die Luft war stickig geworden. Auch der Abbé hatte eine so starke Schwüle selten erlebt. Sie drückte, sie war menschenfeindlich,

gleichzeitig eine Warnung, die der Abbé jedoch ignorierte.

So lief er weiter, setzte seine Schritte durch das hoch wachsende Gras, schaute auch zu Boden und sah dort die Aschenreste verteilt liegen, die der Wind noch nicht weggeschaufelt hatte.

Dort war etwas passiert, für das er keine Erklärung wußte. Als er sich bückte, um an der Asche zu riechen, nahm er keinen Brandgeruch wahr.

Sie konnte nicht normal sein.

Vielleicht magisch…

Er ging weiter.

Noch vorsichtiger und aufmerksamer. Auf der rechten Seite lag das größte Gebäude der Komturei. Hier hatten sich früher die Templer versammelt, um ihre magischen Beschwörungen durchzuführen. Dieser noch gut erhaltene Bau war so etwas wie die magische Zentrale gewesen, und das mußte sie auch heute noch sein.

Er blickte zum Dach hoch. Dort war einiges zerstört worden. Ein Teil der Bedachung fehlte. Der Sturm oder Wind hatte es kurzerhand abgerissen und fortgeschleudert.

Im Eingang sah er plötzlich eine Bewegung.

Sofort blieb der Abbé stehen, obwohl der Drang, so schnell wie möglich hinzulaufen, sich bei ihm verstärkte. Er durfte nichts überstürzen und vor allen Dingen keine Fehler machen.

So war er dementsprechend vorsichtig, ignorierte Donner und Blitz, die fast in derselben Sekunde zusammentrafen, und erkannte, daß es nicht John Sinclair war, der dort stand.

Auch kein Mann, eine junge Frau, die etwas in der rechten Hand hielt, das der Abbé kannte.

Es war der Bumerang!

***

Arlette konnte die Szene kaum glauben, die sie sah. Der Mann aus England hatte verloren, und neben ihm stand dieses fürchterliche Skelett, das über seinen weißen Knochenkörper einen bodenlangen schwarzen Umhang gestreift hatte. Die hochgeschobene Kapuze bedeckte den Schädel.

Den rechten Arm mit der gewaltigen Sense hatte es sinken lassen. Die Klinge berührte zwar mit ihrer Außenkante den Boden, aber ein Teil der flachen Seite lag so, daß der kalte Stahl Sinclairs Wange berühren mußte.

Das Skelett hatte mit dem Mann gesprochen. Die Worte waren dumpf durch den Raum gehallt, von dem Mädchen zwar gehört, aber nicht begriffen worden.

Arlette wußte nur, daß John Sinclair getötet werden sollte. Der Tod persönlich war aus dem Jenseits gekommen, um dies zu übernehmen.

Natürlich kannte sie diese Gestalt. Sie war ihr schon oft genug begegnet, auf Bildern, als Statue, aber sie hätte nie gedacht, daß dieses Sinnbild der Menschen real existierte.

Arlette wunderte sich, daß sie noch auf den Beinen stand.

Normalerweise hätte sie längst zusammensinken und am Boden liegen müssen, doch irgendeine Kraft, von der sie nicht wußte, woher sie sie plötzlich nahm, hielt sie noch aufrecht.

Und sie redete. Es waren stockende Worte, die über ihre Lippen flössen.

»Das… das kannst du doch nicht machen. Nein, das geht doch nicht. Er ist ein Mensch. Du kannst ihn nicht töten…«

Der Knöcherne drehte seinen Schädel. Dabei bewegte sich der Kapuzenstoff ein wenig, er rutschte aber nicht von diesem glatten Kopf.

Und auch das Blatt der Sense bewegte sich um keinen Deut zur Seite.

Nach wie vor berührte es die Wange des Mannes.

Er schaute sie an.

Dieser Blick brachte das Mädchen in eine seelische Lage, wie Arlette es noch nie erlebt hatte. Sie suchte nach Worten für eine Beschreibung, da fiel ihr einfach nichts ein. Furchtbar oder grauenhaft, tödlich, vernichtend und wissend, das paßte alles.

Die Angst war da!

Sie hatte sich festgesetzt. Man konnte sie als grauenhaftes Monster bezeichnen, das sich des Mädchens bemächtigte. Obwohl in den Augenhöhlen des Tods eine Leere lag, war Arlette fest davon überzeugt, darin auch ein Versprechen zu lesen.

Ihr Tod war vorbereitet! Nach Sinclair würde sie an der Reihe sein.

Arlette wollte es nicht wahrhaben. Sie wunderte sich überhaupt, daß sie noch nicht im Boden versunken war. Möglicherweise lag es auch daran, daß ihr der letzte Kampf gegen die vier Hyänenmonster einen neuen Kraftschub gegeben hatte, und sie dachte auch daran, daß sie John Sinclairs Waffen besaß.

Waffen, mit denen sie kämpfen konnte, mit denen sie bereits gekämpft hatte.

Arlette glaubte nicht, daß die Pistole reichte, um dieses Monster zu vernichten.

Aber sie besaß den Bumerang.

Und sie hob den Arm. Das Skelett rührte sich nicht. Es ließ das Mädchen gewähren und kümmerte sich auch nicht darum, daß Arlette ausholte, um Kraft in den Wurf zu legen.

Der Schädel blieb sogar starr, als das Skelett ihn drehte, um Sinclair anzuschauen.

Und plötzlich war die Hand da.

Sie erschien wie ein Schatten von hinter her im Sichtfeld des

Mädchens, und sie griff zu. Vier Finger und ein Daumen legten sich um Arlettes Handgelenk.

Die junge Belgierin war nicht einmal fähig, einen Schrei auszustoßen. In ihrer eigenen Angst war sie erstarrt, doch eine Männerstimme versuchte, sie flüsternd zu beruhigen.

»Laß mich es machen, ich kann es besser…«

***

›Hilfe!‹

Es war mein rein geistiger Schrei nach Rettung, und er galt keinem geringeren als dem Seher.

Doch der griff nicht ein.

Ich hörte nur seine Stimme in meinem Gehirn und vernahm auch den gequälten Tonfall. ›Ich kann dir nicht helfen. Nicht in dieser Welt, nicht in dieser Zeit. Du hast das Buch der grausamen Träume, dort steht dein Schicksal niedergeschrieben, und es ist mir unmöglich, es zu beeinflussen. Vielleicht treffen sich unsere Seelen einmal wieder, aber der Tod ist etwas Endgültiges in dieser Welt…‹ Ja, das wußte ich auch und spürte, wie die Kraft allmählich aus meinem Körper rann. Noch hielt ich das Kreuz fest, aber das Buch der grausamen Träume wurde plötzlich so schwer, daß es mir nicht mehr gelang, es zu halten. Es rutschte mir aus den Fingern und blieb dicht neben meiner Hand liegen und trotzdem unerreichbar für mich.

Gern hätte ich darin gelesen, mehr über das Schicksal der Hölle und das bestimmter Menschen erfahren, das aber war unmöglich geworden. Ich mußte mich fügen.

Aber ich bäumte mich trotzdem auf. ›Kann ich nichts tun?‹ Mit dieser Frage suchte ich den Kontakt zum Seher.

›Man muß dieses Fenster zum Jenseits schließen.‹

›Wie?‹ Ich keuchte. ›Wie kann ich es schließen? Hector de Valois hat es auch geschafft.‹

›Er wußte mehr.‹

›Was wußte er denn?‹

›Du mußt mehr über die Templer in Erfahrung bringen, John Sinclair. Doch es wird zu spät sein…‹

Ja, da hatte er recht. Es war zu spät. Die Falle hatten meine Gegner perfekt gestellt. Im Hintergrund lauerten der Teufel und Baphomet. Sie hatten sich als janusköpfige Wesen gezeigt, gewissermaßen als ein Sinnbild für Anfang und Ende.

Obwohl die Sense dicht an meinem Hals lag, gelang es mir, den Kopf zu drehen. Ich richtete meinen Blick dorthin, wo der Eingang lag, der für mich als Fluchtweg unerreichbar war.

Aber da stand jemand.

Arlette!

Mein Gott, sie war nicht geflohen und hatte sogar meinen Auftrag erfüllt, denn in der rechten Hand hielt sie den Bumerang und in der anderen die Beretta.

Schon einmal hatte ich mit dem Bumerang eine ähnliche Gestalt besiegen können. Damals war es der Schwarze Tod gewesen. Das Skelett vor mir hatte mit ihm nichts zu tun. Es war der Tod, wie die Menschen ihn sich ausgedacht hatten, der Sensenmann, der Knöcherne, der Schnitter, wie ich ihn auch einmal in Prag erlebt hatte.

Der Tod hatte seinen Schädel gedreht, weil er Arlette anschaute.

Vielleicht wollte er sie ebenfalls töten, zumindest mußte ihm der Bumerang schwer im Magen liegen.

Wäre die Lage nicht zu ernst gewesen, hätte ich über diesen Vergleich lachen müssen, so aber hatte ich mit meiner Todesfurcht zu kämpfen, und ich wollte auch nicht aufgeben. Das Buch lag in meiner Nähe. Ich mußte die Chance ergreifen und möglicherweise Kreuz und Buch zusammenbringen.

Eine Bewegung lenkte mich ab.

Arlette hatte ihren rechten Arm gehoben. Es sah so aus, als wollte sie den Bumerang schleudern. Wenn sie das schaffte und das Skelett traf, sahen die Chancen besser aus, da konnte ich unter Umständen sogar das Jenseits überwinden.

Sie hielt den Arm hoch und holte auch schon aus, als hinter ihr eine Hand erschien.

Wer dort stand, sah ich nicht, aber die Hand umfaßte Arlettes Gelenk und entwand ihr den Bumerang.

Einen Moment später drückte der andere das Mädchen zur Seite, um den Raum betreten zu können.

Ich traute meinen Augen nicht, hielt das Ganze für eine Illusion, aber das war es nicht.

Jemand, mit dem ich nie im Leben gerechnet hatte, betrat den Raum.

Abbé Bloch!

***

Und auch der Tod sah ihn, wie er seine Schritte auf das Skelett hinlenkte, es anstarrte und seinen rechten Arm mit dem Bumerang vorstreckte, als wollte er ihm diese Waffe überreichen.

Stille kehrte ein, nachdem der Abbé stehengeblieben war. Die beiden starrten sich an. Es geschah nichts, aber die Atmosphäre hatte sich verändert. Sie kam mir so vor, als würde die Luft zwischen ihnen knistern, und ich konnte die Feindschaft fast körperlich spüren.

»Das Tor ins Jenseits ist also geöffnet worden!« sprach der Abbé und nickte gleichzeitig. »Aber ich bin gekommen, um es zu schließen. Der Tod soll seinen Stachel verlieren. Deine Zeit, Sensenmann, ist noch nicht gekommen. Du wirst warten müssen, auch wenn du dein

ureigenes Reich verlassen konntest.«
»Wer bist du?«
»Abbé Bloch!«
Das Skelett lachte schaurig. »Auch dir wird es nicht gelingen, mich zu stoppen. Das Orakel läßt sich nicht betrügen. Die Wand ist offen. Das Kreuz hat sie geöffnet. Der Sohn des Lichts schaffte es, den Weg für die Kräfte der Hölle freizumachen. Was vor langer Zeit gesät wurde, trägt heute seine Früchte. Die Mächte der Finsternis werden die Regie übernehmen. Die im Jenseits lauernden Kräfte haben es endlich geschafft. Wir mußten lange warten, bis wir die Falle stellen konnten. Nun aber ist sie zugeschnappt. Niemandem wird es mehr gelingen, dieses Tor zu schließen. Das Fenster bleibt offen.«
Der Abbé reckte sich, als er die folgende Antwort gab. »Einer hat es geschafft. Hector de Valois!«
»Ja!« donnerte das Skelett zurück. »Das ist mir bekannt. Aber ihn gibt es nicht mehr.«
»Er wurde in John Sinclair wiedergeboren.«
»Der besitzt nicht das Wissen aus dem Buch der grausamen Träume, das so dicht und dennoch unerreichbar vor ihm liegt. Er hat sich in Sinclairs Kreuz gezeigt, aber Sinclair hat die Warnung nicht verstanden. Er sprach die Formel und bereitete mir den Weg. Niemand weiß es.«
»Bis auf eine Ausnahme«, erklärte der Abbé mit fester Stimme. »Und diese Ausnahme bin ich. Ich habe Kontakt mit dem Geist des Hector de Valois aufgenommen. Wir sind die Hüter seines Skeletts, und dieses Skelett wußte genau, was sich da anbahnte, deshalb hat es mich geschickt, um das Kräfteverhältnis wieder ins Lot zu bringen. Man wollte den Sohn des Lichts von dieser Welt nehmen, das kann ich nicht zulassen. So etwas wird nie geschehen, dafür stehe ich gerade.«
»Willst du es schließen?«
»Ja.«
»Dann versuch es.«
»Sicher!«
In diesem Moment schleuderte der Abbé den Bumerang!

***

Ich hatte jedes Wort der Auseinandersetzung mitbekommen und konnte es noch immer nicht fassen. Ich glaubte, einen Traum zu erleben. Alles kam mir so unwirklich vor, vielleicht auch deshalb, weil ich am Boden lag und nicht eingreifen konnte.
Die Worte der beiden rauschten an meinen Ohren vorbei. Ich vollzog sie so gut wie nicht nach, sah aber die heftige Bewegung des Abbés, wie er den Buirierang schleuderte.
Und die Waffe traf.

Kurz zuvor hatte das Skelett noch seine Sense hochgerissen. Das blanke Blatt sollte ihn gegen den Bumerang schützen, und die gebogene Klinge stand halbmondförmig in die Höhe.

Ich hörte das Klirren und wußte Bescheid.

Sosehr sich der Abbé auch angestrengt hatte, er war nicht schnell genug gewesen, das Skelett hatte die Waffe abwehren können, die trotzdem ihre starke Magie entfaltete, denn es gelang ihr, durch kreisende Bewegungen, den Stahl der Klinge zu zerstören.

Plötzlich war die Sense nur noch halb so groß, und als die Spitze zu Boden fiel, war dies für mich so etwas wie ein Startschuß.

Es war meine Chance.

Mit einem heftigen Ruck drehte ich mich herum und hatte das Buch der grausamen Träume in den Händen. Mit einem Sprung kam ich auf die Füße und hechtete zusammen mit dem Buch und dem Kreuz gegen das Skelett.

Ein Schrei der Erlösung raste aus meinem Mund. Ich wollte es töten, aber ich fiel hindurch.

Plötzlich war es durchscheinend geworden, nur noch als Hologramm zu erkennen. Es schwebte bereits innerhalb des Fensters. Das erkannte ich in dem Augenblick, als ich stolperte und fast gefallen wäre.

Aber ich hatte das Buch.

Ein langer Traum war endlich Wahrheit geworden. Wenn ich die richtigen Seiten aufschlug, es einsetzte und…

Ich versuchte es, warf aber dabei dem Skelett einen Blick zu, das in dem magischen Hologramm schwebte.

Dann schlug ich das Buch auf.

Nicht die eine oder andere Seite, ich hielt es schräg und drückte mit dem Daumen gegen die aufeinandergepreßten Seiten, so daß sie auseinander flatterten.

Schrift und Bilder wechselten sich ab.

Die mit Dämonenblut geschriebenen Worte reagierten sofort, als ich das Buch aufschlug, denn zwischen den schnell aufgeschlagenen Seiten entstanden dünne Qualmwolken, die wieder verschwanden, wenn das Buch zusammenklappte.

Mich interessierten die Bilder.

Und ich sah Dinge, die ich auch schon kennengelernt hatte. Es waren huschende Eindrücke, die ebenso schnell vorbeigingen, wie sie gekommen waren. Dabei hatte ich das Gefühl, als würden die Bilder beim Durchblättern zu einer dreidimensionalen Größe aufsteigen und aus dem Buch herausspringen.

Dämonen und Wesen des Lichts wechselten einander ab.

Luzifer als bläulicher Schatten, das Gesicht des Teufels, über das sich die Fratze Baphomets schob. Aber auch die Züge des Sehers sah ich, sowie Hector de Valois, Richard Löwenherz und Menschen, die ich

noch nicht kannte, vielleicht aber noch kennenlernen würde.

Die Eindrücke und Bilder huschten so schnell vorbei, als daß ich sie nicht aufnehmen konnte. Aber eine der letzten Seiten war nicht bedruckt.

Ich sah weder eine Schrift noch das Bild, nur eben diese leere Seite.

»Und die ist für dich!« hörte ich die Stimme des Abbés, der an mich herangetreten war.

Bevor ich ihm eine Antwort geben konnte, hatte er mir das Buch aus der Hand genommen und vorgeschleudert.

Mein Protest blieb mir im Hals stecken, denn die Wand saugte das Buch auf. Ich sah es in die Schwärze hineingleiten und wieder in den Dimensionen verschwinden.

Der Abbé aber trat vor. Er kümmerte sich nicht um meine Proteste, streckte beide Arme aus, drehte sich dann und riß mir das Kreuz aus der Hand. Ich war so überrascht, daß ich nichts dagegen unternehmen konnte. Wollte Sekunden später protestieren, aber die Stimme des Abbés ließ mich verstummen.

»Dein Kreuz hat das Tor Zum Jenseits geöffnet. Dein Kreuz wird es wieder verschließen.«

Bevor ich etwas unternehmen konnte, war er schon auf die Wand zugegangen, in der der Tod und das Buch schwebten.

Und er sprach eine Formel, die ich nicht kannte, die aber so stark sein mußte wie meine.

Nur mit einem Unterschied.

Ich hörte das Wort Salomo, vernahm etwas von seiner Weisheit und dem Schlüssel zur Welt.

In diesem Augenblick verschwand die Schwärze. Eine normale Wand lag vor mir, die ich ungläubig anstarrte, und erst als ein krachender Donnerschlag die Umgebung draußen erschütterte, wußte ich, daß es für mich vorbei war und ich es geschafft hatte…

***

Letzte Sonnenstrahlen streichelten mein Gesicht, die dunklen Wolken hatten sich verzogen, und selbst die Umgebung der düsteren Komturei erschien mir viel freundlicher.

Mir brannten tausend Fragen auf der Seele, aber ich brauchte nur in das Gesicht des Abbés zu schauen, um darin lesen zu können, daß er mir keine Antwort geben würde.

»Warum behältst du dein Wissen für dich?« fragte ich ihn.

»Du mußt es dir selbst erkämpfen, wie es auch Hector de Valois getan hat.«

»Dann kannte er ebenfalls die Formel?«

»Ja, ich weiß sie von ihm.«

»Und du willst sie mir nicht sagen?«

»Ich darf es nicht, man hat mir den Mund verschlossen. Ein Träger des Kreuzes muß in bestimmten Dingen seinen Weg allein gehen. Aber du hast eine Erfahrung sammeln können. Das Kreuz. Das Kreuz birgt mehr Geheimnisse, als du ahntest.«

»Es stimmt. Auch König Salomo wußte davon?«

»Sicher.«

»Wieso? Hat ihm das Kreuz einmal gehört?«

Der Abbé breitete die Arme aus. »Geh deinen Weg, John Sinclair, mehr kann ich nicht sagen. Nur eines. Deine Formel, die du sprichst, existiert. Aber sie ist nicht die einzige, die es gibt…«

Da hatte er recht. Als er sich abwandte und ging, hielt ich ihn nicht auf.

Ich mußte nachdenken.

Hector de Valois hatte das Kreuz gehört, auch Richard Löwenherz war sein Besitzer gewesen.

Vielleicht auch König Salomo?

Auf einmal spürte ich den Schauer auf meinem Rücken, denn ich hatte bereits weiter gedacht.

Wenn das stimmte, dann war er praktisch auch in mir wiedergeboren worden. Reichte die Kette tatsächlich so weit zurück?

»John!«

Die Stimme der jungen Arlette riß mich aus meinen Gedanken. »Was ist denn?«

»Sollten wir diesen Ort nicht verlassen?«

Ich warf noch einen Blick auf die Komturei, wo sich mein Schicksal hatte erfüllen sollen. »Ja, Arlette, laß uns gehen…«

Hand in Hand liefen wir den Weg hinab. Begleitet von den wärmenden Strahlen der Sonne, die gegen unsere Rücken tupften…

ENDE des Dreiteilers